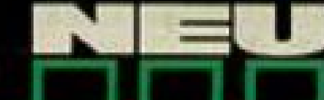
1,80 DM / Band 536

Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Mambo-Hölle

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande 12,25 / Spanien P 150



Mambo-Hölle

John Sinclair Nr. 536

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 11.10.1988

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Mambo-Hölle

Pflanzen umgaben mich wie eine dicke Wand. Sie waren überall, bildeten hoch über dem Kopf ein schützendes Dach, durch dessen Lücken trotzdem Sonnenlicht fiel und die Feuchtigkeit auf dem Boden verdunsten ließ, so daß sich Dunstschwaden bildeten. Vom toten Flußarm her wehten Fäulnis- und Verwesungsgerüche.

An meinem Leib gab es keinen trockenen Faden mehr. Ich war durchgeschwitzt bis auf die Socken, hätte mich am liebsten in eine Wanne mit kaltem Wasser gelegt, statt dessen stand ich hier in den Sümpfen von Louisiana und befand mich in Lebensgefahr…

Es war nicht einfach, die Lücken zu finden, damit ich eine einigermaßen freie Sicht auf den toten Flußarm bekam. Denn auf dem stillen Wasser dümpelte ein Boot.

Ein altes Hausboot, rot und braun gestrichen, soviel hatte ich mittlerweile erkennen können. Zudem war es mir gelungen, mich ziemlich nahe an das Boot heranzuarbeiten.

An die mich umgebenden Geräusche hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Die krächzenden, manchmal schreienden Laute der versteckten Tiere, das Zischeln und Rascheln, all das empfand ich als eine vertraute Kulisse.

Bis mich ein schrilles Kreischen aufschreckte. Schräg über mir gerieten die Zweige der Bäume in Bewegung. Sie schienen abheben zu wollen, aber es waren nicht die Zweige, dafür eine Schar kleiner Vögel, die in den Himmel stieg.

Bestimmt nicht grundlos. Irgend etwas mußte die Tiere gestört haben. Ich war es nicht, ich verfolgte nur ihren Flug, was beinahe tödlich für mich geendet hätte, denn plötzlich huschte etwas auf mich zu.

Ein Blitz wie aus heiterem Himmel. Ich sprang zur Seite, trat in ein Erdloch, kippte um und sah im Fallen, wie der Blitz links von mir in einen dünnen Baumstamm so hart einschlug, daß selbst noch einige Äste vibrierten.

Auch der Blitz zitterte. Nur bestand er aus bestem Stahl und war beidseitig geschliffen.

Ein Treffer hätte mir keine Chance gegeben. Ich dankte meinen Reflexen und rollte mich weiter. Dabei schielte ich schräg in die Höhe. Ein Sonnenstrahl durchbrach das grüne Blätterdach, fing sich auf der Klinge und hinterließ dort ein knappes Strahlen.

Für mich so etwas wie eine Warnung. Das Messer war sicherlich nicht von allein auf mich zugerast. Dahinter mußte jemand stecken, der es geschleudert hatte.

Aber wo?

Ich kam auf die Füße und blieb trotzdem hocken, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten.

Die Beretta hatte ich gezogen. Ein farnähnliches Kraut umgab mich wie eine gefrorene Woge. Ich peilte über die leicht zitternden Blätter hinweg und in die Richtung, aus der das Messer geworfen worden war.

Da tat sich nichts.

Die Ruhe täuschte. Der andere wollte mein Leben, und es begann ein Nervenspiel.

Mein Ziel war das große Hausboot. Daß es Lossardo, der mächtigste Gangster in Baton Rouge, bewachen lassen würde, war mir klar gewesen. Deshalb hatte ich mich auch so vorsichtig genähert.

Die Stille blieb. Ich hatte auf die Uhr geschaut. Es war nach der Attacke erst eine Minute vergangen.

Drei Sekunden später passierte es.

Urplötzlich brach über mir eine wahre Hölle herein. Die Stille existierte auf einmal nicht mehr. Peitschende Schüsse rissen sie auf.

Die Person, die feuerte, stand in Deckung, und sie mußte ein schnell schießendes Gewehr benutzen, denn die Kugeln hieben in rascher Folge durch das Unterholz und rissen tiefe Löcher in den Boden.

Zweige, kleine Äste, Unterholz alles wirbelte durch die Luft, als die Geschosse es trafen. Ich hatte mich flach gemacht, die Beine angezogen und hoffte, den Kugeln entwischen zu können.

Die Tiere des Waldes zeigten sich erschreckt. Unzählige Vögel verließen kreischend die Baumkronen. Andere, auf dem Boden lebende, huschten in das dichte Unterholz auf der Suche nach einem sicheren Versteck.

Auch in meiner Nähe schlugen die Geschosse ein. Sie rissen den Boden auf, einige Dreckspritzer erwischten mich, aber ich blieb liegen. Abrupt verstummte das Schießen.

Auch das größte Magazin mußte einmal nachgeladen werden.

Das war meine Chance.

Ich schnellte hoch, nahm aber nicht den direkten Weg, schlug einen Bogen und sah den Kerl, der seine Waffe nachlud, um einen erneuten Angriff zu starten.

Da er grüne Tarnkleidung trug, war er nur schwer zu erkennen gewesen. Er schaute sich während des Nachladens um und stand plötzlich still, als ich aus der Deckung eines hohen Busches trat.

Mit vorgestreckten Armen. Beide Hände hielten die Beretta. Zu sagen brauchte ich nichts, der Mann wußte auch so, wie er sich verhalten mußte.

Er ließ das Schnellfeuergewehr fallen, und ich fragte mich gleichzeitig, ob er auch identisch mit dem Messerwerfer war.

In ausreichendem Abstand blieb ich stehen, während mich der Mann unter dem grünen Mützenschirm hinweg angrinste. »Weißt du nicht, daß es Lossardo haßt, wenn sich jemand seinem Schiff nähert?«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Und du bist trotzdem gekommen?«

»Ja, ich will mit ihm sprechen.«

Der Mann lachte und gab mit im breiten Südstaatenslang die Antwort. »Da kannst du lange warten. Er ist nicht da, und wenn du ihn sprechen willst, mußt du dich vorher anmelden.«

»Gut. Kann ich mich davon überzeugen, ob er nicht da ist?«

»Wieso?« Der Schießer war etwas begriffsstutzig.

»Wir gehen aufs Schiff.«

Er schrak zusammen. Damit hatte er nicht gerechnet. Dann aber

grinste er breit. »Meinetwegen, aber ich sag dir gleich, daß du Pech haben wirst.«

»Mein Problem. Dreh dich um!«

»Warum?«

»Mach schon, verdammt!«

Er kam der Aufforderung nach. Ich ging an ihn heran. Er hörte meine Schritte und spürte einen Moment später den Druck der runden Mündung im Nacken.

»Willst du mich erschießen?«

»Vorerst nicht. Ich wollte nur fragen, ob du auch gut mit dem Messer umgehen kannst?«

»Vielleicht…«

»Hast du den Zahnstocher geschleudert?«

»Hör auf!« sagte er, als ich die Mündung bewegte. »Klar, *ich* habe die Klinge geworfen.«

»Dann bewachst du das Schiff.«

»Sicher.«

»Und wer noch?«

»Keiner.«

Die Antwort kam schnell, wie einstudiert. »Hör zu, deine Karten sind schlecht. Ich will wissen, wer noch alles auf dem Kahn hockt.«

»Leck mich!«

Das tat ich zwar nicht. Dafür hob ich die Beretta an und ließ sie nach unten sausen.

Er schnellte noch vor, so traf der Hieb nicht seinen Nacken, sondern den Rücken. Dennoch brach er zusammen, stöhnte, wollte wegkriechen, als ich zum zweitenmal zuschlug.

Das Unterholz schluckte ihn, als er zusammenbrach. Gegen den zweiten Treffer hatte er nicht die Spur einer Chance gehabt.

Ich richtete mich auf und schaute mich sofort um. Mein Blick entwischte keinen zweiten Wächter. Die unmittelbare Umgebung schien tatsächlich ruhig zu sein. Nach den Schüssen hatte die Natur wieder ihr Gleichgewicht zurückgefunden.

Ich vernahm die üblichen Geräusche und auch das Summen der verdammten Insekten, die mein Gesicht längst zerstochen hatten.

Ich mußte aussehen wie jemand, der zu lange in der Sonne gelegen hat, was mich aber nicht davon abhielt, dem großen Hausboot einen Besuch abzustatten.

Bis zum Ufer waren es nur ein Paar Schritte. Das große Boot schwamm in der Mitte des toten Flußarms, dessen Ufer von einem Gürtel aus dicken Schilfpflanzen durchzogen waren. Um überhaupt an Bord zu gelangen, war ein Steg in den Flußarm hineingebaut worden. Er endete direkt an der Reling des Schiffes, das auch mit dem Steg vertäut war.

Noch blieb ich in Deckung und schaute mir den Kahn an, auf dessen Aufbauten das pralle Licht der Sonne ungehindert und ungefiltert schien. Das Holz schien zu kochen. An vielen Stellen war die Farbe bereits abgeblättert, das große Deck mit dem breiten Aufbau lag leer vor mir. Früher hatten unter dem Dach einmal die Passagiere auf ihren Bänken gesessen und auf das Wasser geschaut, wenn der große Kahn majestätisch durch die trägen Fluten glitt. Ob seine Maschinen jetzt funktionierten, war ebenfalls fraglich. Es schien tatsächlich mehr ein Boot zum Wohnen zu sein und diente gleichzeitig als Gangsterburg.

Einladend und leer lag der Steg im Sonnenlicht vor mir, umgeben von der grünbraunen Wasserbrühe des toten Flußarms. Eine ruhige Wasserfläche, kaum von einer Welle gekräuselt.

Die Insekten umkreisten mich in Schwärmen. Ihr Summen war eine ständige Begleitmusik.

Mein Blick glitt über den Steg hinweg und traf das Oberdeck des Schiffes. Ein stabiler Holzaufbau mit einem viereckigen Dach stand auf stabilen Pfosten. Eine ebenfalls hölzerne Reling schützte die Passagiere vor dem Hinausfallen.

Nichts bewegte sich auf dem Oberdeck. Dennoch konnte ich mich eines warnenden Gefühls nicht erwehren. Ich rechnete auch damit, daß dieser Kahn besetzt war. Mit *einem* Aufpasser hatte sich ein Typ wie Lossardo bestimmt nicht zufrieden gegeben.

Mir fiel wieder der Bewußtlose ein und auch dessen Waffe. Er hatte das Schnellfeuergewehr nachgeladen. Jetzt lag es ungenutzt im Gras. Das änderte ich, indem ich zurückging und die Waffe an mich nahm. Umgehen konnte ich damit, so etwas brachte man uns bei.

Sollte mich jemand vom Schiff beobachten, konnte er ruhig davon ausgehen, daß ich es ihm nicht leicht machen würde. Die Sonne stand günstig, sie blendete mich nicht.

Bevor ich den Steg betrat, überprüfte ich das Gewehr noch einmal und war zufrieden, als ich das restlos gefüllte Magazin sah. Die Mündung wies nach unten, als ich den rechten Fuß auf das weiche Holz des Stegs setzte. Sonne und Wasser hatten das Material angegriffen. Es federte fast unter meinen Sohlen.

Neben mir gluckerte das Wasser. Insekten zogen ihre zuckenden Kreise. Dunst zog träge durch den Dschungel. Die Stille ging mir auf den Geist. Sie machte mich leicht nervös. Dies wiederum hinterließ in mir eine gewisse Anspannung.

Wer lauerte auf dem Schiff?

Ich hatte die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht, und noch immer sah ich keinen zweiten Gegner. Bis zu dem Augenblick, als dicht hinter der Reling ein Schatten hochschnellte.

Den Mann selbst konnte ich nicht recht erkennen, ich sah jedoch das

Blitzen, diesen Reflex, der entsteht, wenn Licht auf Metall fällt.
Das hatten wir schon mal.
Auch diesmal versuchte es mein Gegner mit einem Messer.
Ich feuerte.
Das Schnellfeuergewehr schien in meinen Händen zu explodieren. Die Geschosse hämmerten gegen die Aufbauten, rissen Splitter heraus und hackten in die Stützbalken. Von dem Messerhelden sah ich nichts mehr. Ich wußte nicht einmal, ob ich ihm die Chance gelassen hatte, die Klinge zu werfen. Außerdem war ich während der Schußfolge nicht stehengeblieben und hatte die Distanz zum Schiff hin rasch überwunden.
Mit einem Fußtritt verschaffte ich mir freie Bahn. Man hatte die halbhohe Holztür nur eingehängt. Sie schwang zurück. Ich überwand die Schwelle und stand an Deck. Ein Sprung brachte mich zur Seite, wo ich herumfuhr und mit dem Waffenlauf einen Halbkreis beschrieb. Der Finger lag dabei am Abzug. Bei der geringsten Bewegung würde ich feuern.
Das große Oberdeck war leer. Niemand hockte auf den festgeschraubten Bänken und auf den Holzstühlen, auch nicht der Messerwerfer. Meine Kugeln hatten ihn nicht erwischt. Sie hätten es, wenn ich direkt auf ihn gezielt hätte, aber ich wollte keine Toten.
Natürlich gab es auch an Deck Verstecke. Er hätte gut unter eine der Bänke kriechen und dort abwarten können, aber da steckte er auch nicht, wie ich rasch feststellte.
Er war hier gewesen, und er hatte auch ein Erbe auf den Planken hinterlassen.
Ich sah die dunklen Flecken, die an der Oberfläche einen frischen Glanz bekommen hatten und an den Rändern zerplatzt waren. Das konnte nur Blut sein.
Also war er verletzt worden. Für mich war es nicht schwer, der Blutspur zu folgen. Sie würde mich auch zum Ziel bringen.
Zunächst einmal führte sie mich weg vom Oberdeck auf einen Niedergang zu. An Land würde man Treppe dazu sagen. An ihrem Ende blieb ich stehen und schaute die Stufen hinab.
Viel war nicht zu sehen, nur daß sie im Bauch des Schiffes endete, wo ich sehr bald in einem ziemlich breiten Kabinengang stand, von dem rechts und links Türen abzweigten.
Sie bestanden aus dunklem Holz und sahen sogar ziemlich edel aus. Lossardo hatte sich die Ausstattung seines Schiffes etwas kosten lassen. Ich war noch immer sehr vorsichtig und hatte mich gegen die Wand gepreßt, das Gewehr in der Rechten, wobei die Mündung in Richtung Decke wies. Aber ich war bereit, sofort zu reagieren und sie innerhalb einer halben Sekunde zu kippen.
Der Kabinengang vor mir verschwamm in der Düsternis.

Als ich über die Lippen leckte hatte ich sofort einen salzigen Geschmack im Mund. Ebenso unangenehm war die Schwüle.

Falls mein unbekannter Gegner auch weiterhin Blutspuren hinterlassen hatte, so hoben sie sich von dem dunklen Boden und wegen der miesen Lichtverhältnisse kaum ab. Um sie zu entdecken, holte ich meine Lampe hervor. Ich riskierte es einfach, meine lichtstarke Taschenlampe einzuschalten, ließ den hellen Speer über den Boden huschen und suchte vergeblich nach irgendwelchen Flecken.

Vielleicht hatte der Kerl etwas bemerkt und die blutende Wunde zugehalten.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als die einzelnen Kabinen der Reihe nach abzusuchen.

Einen Schritt ging ich vor, zum zweiten setzte ich an, als ich hinter mir einen Laut vernahm, der nicht hierher passen wollte. Da hatte sich etwas bewegt oder geknarrt, jedenfalls war ich gewarnt und fuhr herum.

Der Kerl stand auf er letzten Stufe.

Das heißt, als ich mich umdrehte, stieß er sich ab, hielt in der Rechten sein Messer und hechtete mit der stoßbereiten Waffe auf mich zu…

***

In den Niedergang schien noch Sonnenlicht, so daß ich den Mann auch erkennen konnte.

Auf mich wirkte er wie ein Pirat. Um das schwarze Haar hatte er ein Stirnband geschlungen, der dunkle Bart wucherte wie Unkraut in seinem Gesicht, in dem die dunklen Pupillen wie frisch lackierte Perlen glänzten.

Klar, ich hätte feuern können, aber das wollte ich nicht.

Statt dessen sprang ich ihm entgegen und benutzte mein Beutegewehr als Schlagwaffe.

Fast wäre es ihm noch gelungen, dem Hieb zu entgehen, ich änderte die Richtung und traf.

Der Hieb schleuderte ihn schräg in den Gang hinein. Mit dem Rücken prallte er gegen eine Tür, die unter seinem Gewicht nachgab.

Ich jagte ihm nach, ließ ihn nicht erst zur Ruhe kommen, aber meine Hektik war unnötig. Der Mann hatte genug. Er lag auf einem roten Teppich, der einen Raum bedeckte wie man ihn von der Einrichtung her nur aus dem vergangenen Jahrhundert kannte.

Schwere Möbel aus dunklem Holz, die entsprechenden Sessel, die Bilder, das alles erinnerte mich an die Historie der Südstaaten. Etwas besorgt schielte ich auf den Propeller unter der Decke. Mit diesem Instrument hatte ich vor kurzem noch bösen Erfahrungen gemacht.

Den Kerl hatte es schwer erwischt. Er lag auf der Seite und atmete röchelnd. Noch immer hielt er sein Messer umklammert. Aus der Nähe gesehen, wirkte die Klinge noch furchterregender. Sie besaß schon die Breite einer Machete, lief vorn nach innen geschwungen zusammen und endete in einer gefährlichen Spitze.

Ich nahm dem Mann das Mordinstrument aus der Hand und drehte ihn behutsam auf den Rücken.

Er stöhnte auf, weil seine Schulter berührt worden war. Dort hatte ich ihn mit dem Gewehrlauf getroffen.

Mich starrte er an und auch das dunkle Loch der Mündung, das über seinem Kopf schwebte.

Ich nickte ihm zu. »Das hättest du dir ersparen können!« sagte ich rauh.

»Geh zur Hölle.«

»Erst wenn ich mit Lossardo gesprochen habe!«

Trotz seiner Schmerzen kicherte er. »Du und Lossardo sprechen? Der wird dich den Alligatoren zum Fraß vorwerfen, du verfluchter Hundesohn.«

»Ich schmecke diesen Tierchen nicht«, erwiderte ich und drückte den Gewehrlauf so weit nach unten, daß die Mündung gegen sein Kinn tippte. »Ich an deiner Stelle würde mich kooperativer zeigen. Du hast keine Chance mehr. Falls du auf feinen Kumpan warten solltest, der liegt im Gras und schläft für einige Stunden.«

»Wie schön für ihn.« Er tastete nach seinem rechten Arm und auch an die Schulter. Dabei verzog er das Gesicht.

»Noch mal, wo finde ich Lossardo?«

»Keine Ahnung.«

»Gut, fangen wir die Sache anders an. Ich suche noch jemand. Einen Mann namens Bill Conolly. Wo kann ich ihn finden?«

»Den kenne ich nicht.«

»Das glaube ich dir sogar.« Ich begann damit, Bill zu beschreiben, ließ den Kerl dabei jedoch nicht aus den Augen. Dabei sah ich, wie seine Wimpern sich hektisch bewegten. Für mich ein Beweis, daß er Bill zumindest schon gesehen haben mußte.

»Kenne ich nicht!«

»Weshalb lügst du?«

»Hau ab!« würgte er hervor.

Das wollte ich nicht. Ich mußte wissen, was mit meinem Freund geschehen war. Seinetwegen hatte ich die Reise überhaupt unternommen. Bill war verschwunden, er hatte sich weder bei seiner Familie noch bei mir gemeldet, es brannte also, und ich mußte mit dem Schlimmsten rechnen.

»Wo?« fragte ich nur.

Vielleicht hatte es an meinem Gesichtsausdruck gelegen oder war an

meinem Blick; der Kerl vor mir holte tief Luft und deutete so etwas wie ein Nicken an. »Ja, verdammt, ich kenne ihn.«

»Gut, und weiter?«

»Ich habe ihn gesehen. Er hätte sich nicht in unsere Angelegenheiten einmischen sollen.«

»Was habt ihr mit ihm gemacht?«

»Er bekam eine Warnung. Wir trafen ihn auf dem alten Friedhof. Dort hatte ihn Evangeline hinbestellt. Aber sie ist nicht gekommen, wir waren da und haben ihm gezeigt, wo es langgeht. Er bekam eine Abreibung, mehr nicht, ehrlich.«

»Die überlebt man.«

»Klar.«

»Aber wie ging es weiter?«

Ich hatte meine Hand in die offene Wunde gelegt, bildlich gesprochen. Es war dem Knaben anzusehen, daß er nicht so recht mit der Sprache herauswollte. Seine Zungenspitze glitt über die feuchten, zuckenden Lippen.

»Weiter!« bohrte ich.

»Er… er hat die Warnung nicht beachtet, tut mir leid. Ich selbst war nicht dabei, aber …«

»Wobei?«

»Lossardo reizt man nur einmal. Er warnt auch nur einmal. Wenn der andere nicht gehorcht, ist es aus. Hau du lieber ab! Lossardo ist hier der King, ihm gehört alles.«

»Auch Evangeline?«

»Sicher.«

»Wer ist sie?«

»Seine Sklavin. Er hat sie gekauft.«

»Das meine ich nicht. Ich will wissen, welche Kräfte in ihr schlummern. Ist sie etwas Besonderes?«

»Ja, wie ihre Mutter, erzählt man sich. Sie kann mit dem Jenseits in Kontakt treten.«

»Ach so.«

»Mehr weiß ich auch nicht.«

»Aber sie hat Bill in die Falle gelockt. Habe ich das richtig verstanden?«

»Klar doch.« Er spie aus. »Was blieb ihr anderes übrig. Vergiß deinen Freund. Lossardo hat ihn sich ausgesucht. Der wird geopfert. Mehr weiß ich auch nicht.«

Ich überlegte und hatte Mühe, meine Angst um Bill zu verbergen.

»Wenn jemand geopfert wird«, sprach ich mit ruhiger Stimme weiter, »geschieht so etwas zumeist an einem bestimmten Ort. Oder habe ich da unrecht?«

»Nein.«

»Wo findet das Morden statt?«
»Sie sind alle gegangen. Lossardo hat sie mitgenommen.«
»Wohin?« Ich berührte ihn wieder mit der Mündung. Der »Pirat« geriet ins Schwitzen. Seine Wangenmuskeln zuckten, auch das Bartgestrüpp bewegte sich dabei.
»Ich weiß es nicht genau. Sie wollten ihn abholen, aus dem Hotel weg, wissen Sie?«
»Wirft man ihn anschließend in den Sumpf?«
»Nein, das wäre zu einfach. Man wird den alten Ritualen folgen, nehme ich an.«
»Und das geschieht wo?«
Er hatte bisher immer ablenken wollen, ich aber blieb bei der Sache. Sein Blick verschleierte sich und wurde gleichzeitig noch lauernd. »Was sollte ich denn wissen?«
»Du kannst wählen. Entweder wirst du ein Fraß für Alligatoren, oder du bekommst die Freiheit. Was ist dir lieber?«
»Das Zweite.«
»Dann raus mit der Sprache!«
Er holte noch tief Luft, wälzte sich dann auf die linke Seite, wo er seine verletzte Schulter nicht so spürte, und starrte gegen die Wand.
»Ich kann mir vorstellen, daß sie auf den alten Friedhof gegangen sind. Dort sind sie schon einmal über ihn hergefallen. Es ist der beste Platz. Es sollen dort Dämonen und Geister lauern. Der Friedhof hat einen schlechten Ruf, weißt du…?«
»Ja, so etwas gibt es.«
»Sie könnten auch woanders sein…«
»Wo finde ich den Friedhof?«
»Am Stadtrand.«
»Der ist groß, beschreibe mir den Weg!«
Ich bekam ihn beschrieben, konnte aber mit der Beschreibung nicht viel anfangen, da mir Baton Rouge unbekannt war. »Okay, ich werde ihn schon finden.«
»Und lebend bestimmt nicht verlassen«, sagte der »Pirat.«
»Lossardo läßt das nicht zu.«
»Mal sehen. Wie sieht er eigentlich aus?«
»Du kennst ihn nicht?«
»Nein.«
»Er ist nicht zu übersehen, Mann. Groß, mit langen Haaren, die im Nacken einen Pferdeschwanz bilden. Und er wird stets von einem schwarzen Panther begleitet.«
»Danke, das reicht.« Ich ging zurück. Der Blick des Mannes flackerte plötzlich.
»Was hast du jetzt vor?« Aus seiner Stimme klangen Mißtrauen und auch eine gewisse Furcht.

»Ich gebe dir eine Chance zum Überleben, das ist immerhin etwas.« Während meiner Worte hakte ich eine Handschelle vom Gürtel los und ließ sie schwingen.

Der Mann vergaß seine Schmerzen und bekam große Augen.

»Nein!« keuchte er, »das darf nicht wahr sein. Du bist ein Bulle?«

»So sieht es aus!«

»Shit, wenn ich das gewußt hätte. Aber keiner aus der Gegend, was? Aus dem Norden?«

»Aus Europa!«

Die Antwort hatte ihn so geschockt, daß er nichts mehr sagen konnte. Ich schloß einen Ring um sein gesundes Handgelenk und den zweiten um einen der halbhohen Schrankfüße. Wenn er verschwinden wollte, mußte er den Schrank hinter sich herziehen, und das würde ihm kaum gelingen.

Er war wie von Sinnen und beschimpfte mich zum Steinerweichen. Die Flüche gab er sogar zweisprachig ab. Ich kümmerte mich nicht um ihn und verließ die Kabine.

Draußen lag noch der zweite. Auch ihn wollte ich an einer Flucht hindern, wenn er erwachte. Ich fand ihn so vor, wie ich ihn verlassen hatte.

Er merkte nicht, daß ich ihm einen Ring um das Handgelenk schloß, ihn dann zurechtdrehte und den zweiten um seinen Fußknöchel schnacken ließ. Keine bequeme Lage, aber dieser Mensch hätte sich nicht gescheut, mich zu töten, da war er noch recht gut bedient.

Wie ging es weiter?

Ich dachte darüber nach, während ich zu meinem kleinen Leihwagen zurückging.

In der Tat hatte mich Bills Verschwinden nach Baton Rouge geführt. Eine derartige Reaktion war ich von meinem Freund nicht gewohnt, auch seine Familie befand sich in großer Sorge.

Dabei hatte es für den Reporter harmlos begonnen. Eine große Zeitschrift hatte ihn engagiert und beauftragt, gewissen Phänomenen nachzugehen. Bill sollte Personen aufsuchen, über die gesagt wurde, daß sie schon einmal gelebt hatten. [1] Daß es so etwas gab, dafür war ich das beste Beispiel, aber Bill kümmerte sich bei seinen Recherchen nicht um mich, sondern um die anderen.

Das waren Dinge, die auch mich interessierten. Möglicherweise eröffneten sich uns ganz andere Dimensionen und Welten, denen die Personen, die, in welch einer Zeit auch immer, schon existiert hatten, konnten aus ihren früheren Leben berichten und so den gesamten Komplex der Reinkarnation durchlässiger machen.

Wie dem auch sein mochte, gleich beim ersten Fall war Bill Conolly voll in die Falle gelaufen.

Er hatte sich um eine junge Frau namens Evangeline Cortland

gekümmert und mußte auch, so Evangeline, von ihr fasziniert gewesen sein. Bill hatte tagelang nichts von sich hören lassen, ich war in die Staaten geflogen und hatte mich auch mit dieser Evangeline unterhalten. Sie war etwas Besonderes, das stand fest. Der Begriff Reinkarnation war ebenfalls gefallen, und diese Tatsache hing auch mit der Existenz von Evangelines Mutter zusammen, die tot war und die den gleichen Namen wie ihre Tochter getragen hatte.

Der Besuch war für mich lebensgefährlich geworden, weil das Mädchen Kräfte entwickelt hatte, die man als ungewöhnlich und übernatürlich bezeichnen konnte.

So war aus einem Propeller ein Mordinstrument geworden. Die Flügel waren wie Messer durch das Zimmer gerast, hatten uns beide zum Glück nicht erwischt, aber Evangeline hatte mich anschließend fast aus dem Haus geworfen.

Ja, sie hatte Bill gekannt und mir indirekt zu verstehen gegeben, daß sich der Reporter in sie verliebt hatte. Ich nahm es zunächst einmal hin. Von Evangeline Cortland hatte ich auch erfahren, daß sie einem Mann namens Lossardo gehörte, und sie hatte später so über Bill gesprochen, daß man um sie Todesangst haben konnte.

Noch ging ich davon aus, daß mein Freund lebte, und wenn es den Tatsachen entsprach, würde ich ihn auch finden, das schwor ich mir.

Die erste Spur war der geheimnisvolle Friedhof. Das aber reichte mir nicht. Um sicherzugehen, wollte ich noch einmal mit Evangeline Cortland reden.

Eigentlich reichten die Informationen auch aus, um Slim Tucker, den Verbindungsmann zur örtlichen Polizei, einzuweihen. Ich entschloß mich dazu, ihn nicht zu informieren. Dieser Fall rutschte in eine Richtung hinein, die einen magischen Touch bekam. Da war ein Mann wie Slim Tucker völlig fehl am Platz.

Nach einigem Suchen fand ich die Gegend, in der Evangeline lebte. Bei meinem ersten Besuch hatte ich mich über die Ruhe gewundert, die in der kleinen Siedlung inmitten der Sumpflandschaft herrschte. Das war nun nicht mehr der Fall.

Es herrschte fast Hochbetrieb. Vor den Holzbauten spielten Kinder. Manche von ihnen machten sich einen Spaß daraus, Hühner zu jagen oder hinter Katzen herzurennen.

Ich stieg aus, wurde beobachtet und ging auf die Gruppe von Erwachsenen zu, die in der Nähe des Hauses auf einer Bank ohne Rückenlehne hockten. Ich grüßte, wollte sie ansprechen, als einer von ihnen bereits den Kopf schüttelte.

»Was soll das bedeuten?« fragte ich.

»Sie ist nicht mehr da.«

»Und wo ist sie hin, bitte?«

Der Mann hob seine mageren Schultern. »Das kann ich dir nicht

sagen. Sie wurde abgeholt.«

»Von wem?«

Der Mann senkte seine Stimme. »Es war Lossardo, Mister. Daran sollten Sie denken.«

Ich schaute ihn an. Er sah mir nicht so aus, als hätte er mich angelogen. Dann nickte ich. »Lossardo also. Können Sie mir sagen, wo sie vielleicht hingefahren sind?«

Das Schulterzucken der Männer war Antwort genug. Sie hätten mir auch nichts erzählt, wenn sie etwas gewußt hätten. Ich verabschiedete mich und ging. Jetzt blieb mir nur noch eine Chance. Ich mußte den alten Friedhof am Stadtrand finden.

Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß einige Zeit vergangen war.

Nicht mehr lange, dann würde die Sonne versinken und die Nacht beginnen. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß Lossardo auf die Nacht wartete, um seine finsteren Pläne durchführen zu können…

***

In der kleinen, aber sehr feinen Hotelhalle war es so still, daß man die berühmte Stecknadel hätte fallen hören können. Nur wäre dieses Geräusch von den dicken Teppichen verschluckt worden.

Bill Conolly stand da wie angewachsen. Plötzlich spürte er das Gewicht seiner unter dem Jackett verborgenen Beutewaffe noch mehr, und er kam sich fast lächerlich vor, denn drei Männer hielten die Mündungen ihrer Waffen auf ihn gerichtet.

Einen davon kannte Bill genau. Er trug einen langen, braunen Wildledermantel, hatte sein langes Haar im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden und hörte auf den Namen Lossardo.

Die anderen beiden hatte Bill Conolly bewußt noch nicht gesehen.

Es war durchaus möglich, daß sie ihn in der letzten Nacht auf dem Friedhof attackiert hatten.

Einer sah aus wie ein Söldner, der gerade frisch aus dem Kampf gekommen war. Er trug noch seine Tarnkleidung, einen grünen Anzug. Sein Haar war überdurchschnittlich hell und zu einer Bürste geschnitten. Das Gesicht zeigte eine rote Farbe. Wahrscheinlich konnte der Mann die heiße Sonne nicht vertragen.

Er lehnte an einer Säule und hielt eine Waffe in der Hand, die weder ein Revolver noch ein Gewehr war, sondern ein Zwischending.

Lossardo begnügte sich mit einem Revolver, ebenso wie der Mann mit den fettigen Haaren. Er stammte dem Aussehen nach aus Mexiko oder noch weiter südlich, worauf seine indianischen Gesichtszüge ebenfalls schließen ließen. Auf den hochstehenden Wangenknochen glitzerten kleine Schweißperlen.

Die drei Männer standen strategisch günstig verteilt. Sie hielten nicht nur das schreckensstarre Personal des Hotels in Schach, sondern

hatten auch die Tür im Auge behalten können, durch die Bill Conolly gekommen war.

Lossardo nickte ihm zu, hob dann einen Arm von der Sessellehne und winkte. »Komm ruhig näher!«

Bill ging zwei Schritte und blieb dann stehen.

Der Mexikaner meldete sich. »Er geht so steife, Jefe. Ich glaube, der will uns etwas verbergen.«

»Er sollte sein Jackett öffnen!« sagte der Söldner.

»Sehr richtig, Dog.« Lossardo grinste. »Öffne dein Jackett, Conolly, aber schnell!«

»Okay«, flüsterte Bill. Als er seine Beutewaffe zeigte, hatte er das Gefühl, als wollte dieser Dog abdrücken. Er entspannte sich erst wieder, nachdem das Gewehr am Boden lag.

»Das ist gut«, sagte Lossardo. »Hast du noch andere Kanonen bei dir?«

»Nein!«

»Klapp die Jacke auseinander!« befahl Lossardo unterkühlt. Zudem gab er sich lässig, denn er hockte mit übereinandergeschlagenen Beinen in einem Sessel.

Bill kam der Aufforderung nach.

Die drei Gangster waren zufrieden. »Er scheint sauber zu sein«, sagte der Mexianer.

»Prüf es nach, Mex.«

Der Mann erhob sich mit einer geschmeidigen Bewegung, schritt einen Bogen, um nicht in die Schußlinie seiner Kumpane zu geraten, und näherte sich dem Reporter von hinten.

Bill schaute auf die Hotelangestellten. Ihre Gesichter waren grau geworden, die Augen bewegungslos und im Schrecken erstarrt. Die Hotelangestellten sahen aus, als hätten sie vergessen, Luft zu holen.

Der Mexikaner tastete Bill ab. Er roch widerlich nach Schweiß.

Seine Kleidung stank, als hätte sie lange im brakigen Dschungelwasser gelegen.

Seine Finger waren schnell und ungemein flink. »Er ist sauber, Jefe, das garantiere ich.«

»Gut.«

Der Mexikaner trat zurück. Er richtete seine Waffe wieder auf Bills Rücken.

Lossardo erhob sich. Spöttisch verbeugte er sich zu den Angestellten hin. »Entschuldigt die kleine Störung, aber manchmal ist die Welt nicht so heil, wie man sie gern sehen möchte. Wir gehen. Hütet euch, die Bullen anzurufen.«

»Natürlich, natürlich!«

Sie führten Bill Conolly ab wie einen Verurteilten, der zur Hinrichtung gebracht wurde.

Draußen im Garten empfing Bill wieder diese widerliche Luft, die ihm noch mehr Schweiß aus den Poren trieb, obwohl er sich ausgetrocknet fühlte wie ein alter Schwamm.

Er schritt über die weißen Platten und wurde nach rechts dirigiert, wo sich auch der kleine Parkplatz befand, auf dem der Cadillac des Gangsterfürsten stand.

»Nicht jeder hat das Vergnügen, zu seiner eigenen Hinrichtung mit einem Caddy fahren zu können«, sagte Lossardo.

Bill schwieg. Er wollte diese drei Männer nicht noch mehr reizen.

Der Mexikaner war vorgegangen und hatte den Wagen inzwischen aufgeschlagen. Bill mußte in den Fond, wo es angenehm kühl war.

Dog setzte sich neben ihn.

Zum erstenmal gelang es Bill, aus der Nähe einen Blick in die Augen des Mannes zu werfen.

Sie erinnerte ihn an graublaue Eisstücke. Dieser Mensch schien kein Gefühl zu besitzen.

Auch Lossardo setzte sich neben Bill. »Well«, sagte er, »das nennt man eben Pech. Du hättest dich wirklich nicht in unsere Angelegenheiten mischen sollen.«

Es war kaum zu merken, daß der Wagen schon fuhr und vom Hotelgelände rollte. Bill dachte nicht so sehr an sich, als vielmehr an die junge Kreolin. »Was habt ihr mit Evangeline gemacht?«

Lossardo grinste schmal. »Du bist ein Menschenfreund, wie?«

»Vielleicht.«

»Keine Sorge, Conolly, keine Sorge. Sie befindet sich an einem Ort, wo sie auf dich warten wird.«

»Tatsächlich?«

»Ja, sie ist begierig darauf, dich zu sehen. Sie will auch dabeisein, wenn du stirbst.«

»Das glaube ich kaum.«

Lossardo beugte sich vor und schüttelte den Kopf. Dann holte er aus der kleinen Bar eine Flasche Champagner hervor, die schon geöffnet dort stand. Er goß sich selbst ein Glas ein und schlürfte es voller Genuß. Als er das Glas absetzte und den Kopf nach hinten legte, sagte er wie philosophierend: »Manchmal sind wir Männer eben Idioten. Ich schließe mich nicht einmal davon aus. Auch ich hänge an der Kleinen, aber anders als du, Conolly, denn ich habe sie gekauft. Sie ist mein Eigentum, verstehst du das? Und mein Eigentum lasse ich mir nicht wegnehmen, von keinem Menschen auf der Welt.«

»Niemand hat das Recht…«

»Hör auf mit deinem Moralgesäusele. Sie gehört mir, damit basta. Aber ich will dir noch etwas sagen. Es gibt Männer, die sich in Frauen täuschen, die sich von ihrem Äußeren ablenken lassen und nicht erkennen, was tatsächlich in ihnen steckt. Zu dieser Sorte gehörst auch

du? Jeder Mensch hat eine Seele, auch sie. Und ihre Seele ist eine außergewöhnliche, wenn ich das so sagen darf.«

»Wieso?«

Lossardo drehte sich zu Bill um. Der Reporter stellte fest, daß die Augen sogar leuchten konnten. »In ihrem Körper wohnen wahrscheinlich zwei Seelen. Sie ist keine normale schöne, junge Frau. Du darfst nicht vergessen, daß ihre verstorbene Mutter zu Lebzeiten eine Mambo-Priesterin gewesen war, und so etwas kann durchaus auf die Tochter abfärben.« Lossardo lachte kratzig. »Bestimmt sogar wirst du das in der kommenden Nacht erleben.«

Bill hob die Schultern. Er schaute durch das Fenster und stellte fest, daß die Sonne nurmehr als glutroter Ball knapp über dem Horizont stand. Bald würde die Dämmerung einsetzen, danach die Dunkelheit, das ging alles sehr schnell.

»Wo fahren wir denn hin?« fragte er.

»An einen Platz, den du bereits kennst.« Lossardo genehmigte sich ein zweites Glas Champagner. »Auf den Friedhof…«

***

Sie war an den Pfahl gefesselt worden, mit Handschellen an einen Eisenring, der sich über ihrem Kopf am Ende des Pfahls befand.

Evangeline konnte nur stehen und mußte dabei noch die Arme hochgereckt halten.

Es war eine Lage, die marterte, die schmerzte, besonders in den Oberarmen, wo das Ziehen nicht aufhören wollte und sogar immer schlimmer wurde.

Hinzu kam die Umgebung, in der sie sich befand. Es war der alte Friedhof am Rande von Baton Rouge, ein vergessenes Gelände, auf dem längst niemand mehr bestattet wurde und nur noch die bleichen Grabsteine von einer Zeit zeugten, die längst vergangen war.

Auch das Grab ihrer Mutter befand sich auf dem Gelände. Und der Stein stand in ihrer Blickrichtung, so daß sie ihn immer wieder anschauen konnte. Sehr schlicht gehalten, ein Rechteck, in das die Gesichtszüge ihrer Mutter eingemeißelt worden waren.

Daß Evangeline Cortland etwas Besonderes war und sich dadurch von den normalen Menschen abhob, wußte sie nicht erst seit dem heutigen Tag. In ihr schlummerten Kräfte, die allmählich geweckt und die von ihrer toten Mutter an sie vererbt worden waren.

Überhaupt war der Kontakt zur Mutter nie abgerissen, auch nicht nach deren Tod. Gekannt hatte sie die Frau nicht. Mit wachsendem Alter aber hatte Evangeline den mentalen Einfluß der anderen Person immer deutlicher gespürt.

Der Geist ihrer Mutter war mit dem heranwachsenden Mädchen in Verbindung getreten, und er hatte ihm viele Dinge erklärt und es auch

wissend gemacht.
Er hatte versucht, Evangeline Selbstbewußtsein zu geben, was ihm nicht so recht gelungen war, denn sie hatte unter dem Druck ihres Herrn gestanden.
Lossardo – sie dachte an den Mann und stürzte dabei in eine Welt der Zweifel.
Haßte sie ihn? Bestimmt, sie mußte ihn eigentlich hassen. Gleichzeitig jedoch strömte er eine Faszination aus, der sie sich nicht entziehen konnte. Er hatte etwas Männliches an sich, gleichzeitig etwas Gefährliches und Animalisches.
Lossardo war ein Mensch, der herrschen und beherrschen mußte.
Bei Evangeline Cortland hatte er dies auch durchgeführt und sie jetzt an diesen Grabstein gefesselt, wo sie so lange warten sollte, bis er mit seinen Leuten und dem gefangenen Bill Conolly zurückkehrte.
Wenn sie an den Fremden dachte, hatte sie den Eindruck, daß er gar nicht mehr lebte. Er war so gut wie tot. Lossardo vernichtete seine Feinde gnadenlos. Daß er Bill noch hatte leben lassen, dafür mußte es einen besonderen Grund geben. Evangeline kannte die Pläne des Mannes nicht, sie glaubte jedoch, daß dieser Grund mit ihr zusammenhing. Bill Conolly sollte auf diesem Friedhof sein Leben aushauchen, und Lossardo benötigte jemand, der dafür sorgte.
Sie wußte es nicht, sie ahnte es nur. Wahrscheinlich würde sie diejenige Person sein, die Bill Conolly ins Jenseits schickte. Lossardo vertraute auf sie und ihre geheimnisvollen Kräfte, die in ihr schlummerten und geweckt werden mußten.
Daß sie diese ungewöhnlichen Machtmittel besaß, hatte sie bereits erlebt, als es ihr gelungen war, allein durch geistige Konzentration den Ventilator zu zerstören.
Und jetzt hing sie in Handschellen an diesem verfluchten Grabstein gefesselt. Sie mit ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten, deren Mutter eine Mambo-Priesterin gewesen war und noch über den Tod hinaus Kontakt mit ihr gehabt hatte.
Das alles kam ihr schlimm vor, und sie schüttelte den Kopf, als könnte sie es nicht fassen. Das Reißen in den Oberarmen hatte nicht aufgehört. Die Haltung war schlimm, und Evangeline verdankte sie Lossardo. Statt sich innerlich gegen ihn zu wenden und ihn zu hassen, mußte sie ihn bewundern. Sie gab selbst zu, daß Lossardo einen ebenfalls sehr starken Einfluß auf sie ausübte. Er hatte ihr bisheriges Leben bestimmt, nach seinen Regeln hatte sie existieren müssen. Sie hatte stets unter Kontrolle gestanden, äußerlich durch ihn, innerlich durch die verstorbene Mutter, in deren Nähe sie jetzt weilte.
Wieder ließ sie ihren Blick über die Grabsteine schweifen. Es war noch nicht dunkel geworden. Ein ungewöhnliches, graues Licht floß über den alten Friedhof. Es schien aus der sich heranschiebenden

Masse der Dämmerung zu strömen, in dem kaum etwas zu erkennen war.

Spürte sie Furcht?

Evangeline konzentrierte sich auf ihr Inneres, doch sie gab ehrlich zu, keine Angst zu fühlen. Im Gegenteil, sie war sicher, daß sie aus dieser Lage herauskommen würde und daß die nächsten Stunden entscheidend sein würden.

Nur die harten Ringe der Handschellen störten sie. Sie schnitten in die dünne Haut an den Gelenken und hatten dort bestimmt schon rote Streifen hinterlassen.

Zeit verging…

Immer wieder schaute sie auf den Grabstein der Mutter.

Evangelines Augen waren weit geöffnet, der Blick starr und gleichzeitig sehr konzentriert, als wäre sie dabei, den Grabstein zu hypnotisieren.

Während ihrer Konzentration vergaß sie die Schmerzen in den Armen. Es zählte für sie nur mehr die andere Kraft, die auf dem Friedhof vorhanden war, die sie nur mehr zu locken brauchte.

Sie lauerte in den Gräbern, unter der Erde. Sie ging von den längst Begrabenen aus, und ihr kam zu Bewußtsein, daß der Geist der hier Verwesten nicht vergangen war.

Evangeline hatte plötzlich das Gefühl, als stünde sie in einer anderen Welt, die sich aus völlig fremden Dingen zusammensetzte.

Überall hörte sie die Stimmen, die an ihre Ohren drangen und eigentlich nur für sie allein hörbar waren.

Stimmen, die flüsterten, die wisperten, die sich zu einem gewaltigen Wirrwarr vereinigten, dabei an Lautstärke nicht zunahmen und sich auf sie konzentrierten.

So etwas hatte die junge Kreolin noch nie erlebt. Es kam ihr wie ein Sturm vor, der durch ihr Gehirn blies. Die Toten meldeten sich, sie wollten ihr zeigen, daß sie als Geister noch existierten, und Evangeline wurde gezwungen, genau zuzuhören.

Ihr schönes Gesicht hatte die Farbe gewechselt. Es glich jetzt einer Maske, auf deren Haut kleine Schweißperlen lagen. Der sinnliche Mund war ein wenig geöffnet. Sie atmete scharf ein und wieder aus, und manchmal rann eine Gänsehaut über ihren Körper, wenn sie zu intensiv an die zahlreichen Geister der Leichen dachte, die in der alten Friedhofserde vermoderten.

Die Dämmerung verstärkte sich. Sie schob die Helligkeit zurück.

Längst hatte sie die Sonne verschluckt. Nicht einmal als knallroter Ball war sie zu sehen.

Der Friedhof nahm eine andere Gestalt an.

Die wild wachsenden Büsche und Sträucher schoben sie ineinander und bildeten eine kompakte Masse. Sie schienen Arme bekommen zu

haben, die sich gegenseitig unterhakten. Es waren keine freien Stellen mehr auszumachen, die Welt hatte ein anderes Gesicht bekommen, denn die Vorboten der Nacht überzogen sie mit ihren langen Schatten.

Nur die Grabsteine blieben.

Es gab kaum welche, die nicht aus hellem Stein errichtet worden waren. Das grauschwarze Licht floß an ihnen vorbei, jedenfalls bildeten sie in der düsteren Umgebung hellere Inseln, als wäre sie dabei, das tagsüber aufgespeicherte Sonnenlicht zurückzugeben.

Gräber und Steine, die von den meisten Menschen längst vergessen worden waren. Auf diesen Friedhof ging niemand freiwillig. Die Menschen im Süden, besonders die Farbigen, frönten dem Aberglauben. Sie waren es auch, die als erste gespürt hatten, daß auf dem Areal etwas nicht stimmte. Aus diesem Grunde war der Friedhof auch in Vergessenheit geraten.

Tagsüber war es sehr schwül gewesen. Jetzt, wo der Abend den Tag ablöste, wehte plötzlich Wind über das Gelände. Kein Sturm, nur ein plötzliches Aufbrausen, das sich in den Bäumen fing. Äste und Blätter schienen der Gefesselten zuzuwinken.

Auch gegen Evangelines Gesicht wehte der Wind. Er brachte keine Kühlung mit, dazu war es einfach am Tage zu warm gewesen, aber er zerwühlte ihre Frisur.

Ein ungewöhnliches Gefühl überkam sie dabei. Der Wind stieg aus den Gräbern und brachte die Stimmen der Geister mit.

Sie meldeten sich in ihrem Gehirn. Plötzlich waren dort Tausende von Stimmen vorhanden, die durcheinander sprachen, als wollten sie von ihrem erlebten Schicksal berichten.

Die Kreolin fühlte sich nicht als Heldin, es kam auch keine Angst in ihr hoch. Sie genoß den warmen Wind, der mit zahlreichen Fingerspitzen ihre Haut streichelte.

Manchmal zuckten ihre Lippen und verzogen sich zu einem Lächeln, als würde sie jemand erwarten.

Das Gras verneigte sich vor ihr, richtete sich wieder auf. Buschwerk zitterte, nahm eine andere Gestalt an. Es sah so aus, als würde es Befehlen gehorchen, die nur ihm galten.

Und noch immer tobten die Stimmen in ihrem Kopf. Manchmal klagend, wehleidend, dann wieder jubelnd, als hätten die Geister der Toten ihr etwas Besonderes mitzuteilen.

Es war einfach alles anders geworden, und es änderte sich noch mehr für das Mädchen.

Urplötzlich waren die Stimmen in ihrem Kopf verstummt – bis auf eine. Sie flüsterte, wisperte, sie sprach Worte, die Evangeline noch nicht verstehen konnte, aber sie war vorhanden und machte auf sie einen positiven Eindruck.

Die Kreolin hatte den Kopf zurückgedrückt und berührte das Holz des

kantigen Pfahls, Sie konzentrierte sich auf diese eine Stimme, weil sie wußte, daß diese ihr eine Botschaft mitbrachte.

Evangeline hatte sich nicht getäuscht. Die Stimme brachte etwas mit. Sie klang sanft und gleichzeitig überzeugend.

»Keine Sorge, ich bin bei dir…«

Evangelines Augen weiteten sich. Plötzlich wußte sie, wer da zu ihr gesprochen hatte, obwohl sie die Person noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte.

Sie hatte auf den gleichen Namen gehört wie sie.

Ihre Mutter!

***

Die Stimme sprang so deutlich, als wäre die Person nicht tot und würde neben ihr stehen. Evangeline gab keine Antwort. Sie mußte die Tatsache erst einmal überwinden. Dann formten ihre Lippen eine Frage.

»Mutter?«

»Ich bin es…«

»Du… du bist tot …«

Sie hörte das Lachen. Es klang weder häßlich noch freudig, einfach nur neutral.

»Tot, sagst du, mein Kind? Vielleicht bin ich tot oder bin das, was man im allgemeinen als tot bezeichnet. Aber du irrst dich, Tote gehören weiterhin zur Gemeinschaft, auch wenn ihre Körper längst verwest sind. Der Geist aber bleibt, er kann nicht vergehen, wobei es keine Rolle spielt, wer der Verstorbene gewesen ist, nur gibt es da große Unterschiede. Die meisten Menschen können, wenn sie einmal den Weg der Verwesung gegangen sind, sich nicht mehr zurückmelden. Sie besitzen längst nicht die Kraft, weil sie kein außergewöhnliches Leben geführt und sich mit Dingen beschäftigt haben, vor denen andere Furcht haben. Mein Leben verlief in ungewöhnlichen Bahnen. Ich bin schon früh mit Dingen in Berührung, gekommen, die für andere Menschen Zauberei waren…«

»Mambo?«

»Richtig, meine Tochter, es war der Mambo-Zauber. Er gab mir die Kraft und auch das Wissen, den Tod nicht fürchten zu müssen, denn die alten Rituale beschäftigen sich mit dem Leben ebenso wie mit dem Tod und dessen Überwindung.«

Evangeline nickte, obwohl es ihr Schmerzen bereitete, weil sich die Halsmuskeln ebenfalls verspannt hatten. »Ja, ich wußte, daß du etwas Besonderes gewesen bist. Ich habe es gefühlt. Du… du warst eine Mambo-Priesterin, nicht wahr?«

»Ja, eine sehr mächtige…«

»Aber du bist so früh gestorben!«

»Das mußte sein, denn ich wußte genau, daß ich weiterleben würde. Deshalb starb ich gern, und mein Wissen hat mich nicht auf einen Irrweg geleitet. Ich bin gestorben und wurde gleichzeitig wiedergeboren. Ich weiß es noch wie heute, als ich in die Dunkelheit hineinfiel. Der Tod holte mich in seine Schattenwelt, aber er behielt mich nicht, denn da wurde es plötzlich wieder hell. Mein Bewußtsein tauchte auf, es drang in einen anderen Körper hinein, in einen jungen Körper, der genau in dem Moment das Licht der Welt erblickte.«

»War ich das?«

»Ja, meine Tochter, das warst du. Ich bin in dir wiedergeboren worden. Mein Geist gab dir das Leben, und so lebe ich in dir weiter. Die Mambo-Priesterin hat ihr Ziel erreicht, und ich habe meine Kraft an dich weitergeben können.«

Evangelines Ahnungen hatten sich erfüllt. Seit einigen Wochen hatte sie gespürt, daß sie zu einer Gruppe von Auserwählten gehört, und sie stellte die für sie entscheidende Frage. »Ist alles auf mich übergegangen? Deine Kraft, deine Macht und…?«

»Ja, meine Tochter. Mein Geist steckt in dir, meine Kraft habe ich dir übertragen…«

Sie holte tief Luft. »Das ist… das ist … ich kann es kaum glauben, Mutter.«

Sie hörte ein leises Lachen. »Ich freue mich darüber, daß du mich als Mutter ansiehst. So hat der Samen Früchte getragen. Du bist ich, und ich bin du.«

»Aber Lossardo…«

»Keine Sorge, Kind, ich weiß über ihn Bescheid. Ich habe es gelenkt, ich habe indirekt dafür gesorgt, daß er sich deiner annahm. Er hat dich erzogen, auch wenn er dich gekauft hat. Du mußt ihn als deinen Herrn und Gebieter anerkennen, denn seine Ansichten haben dich geprägt. Ich wollte es so haben.«

»Ich bin seine Gefangene!«

»Er ist auf seine Weise mächtig, Kind. Und er hat den Glauben an die alten Rituale nicht verloren. Denke mal nach. Er herrscht über die Sümpfe, er hat Einfluß, und du wirst auch weiterhin an seiner Seite bleiben. Ihr beide sollt ein Team der Macht bilden, denn gemeinsam seid ihr unschlagbar. Ihr werdet den Ignoranten schon zeigen, wohin der Weg führt, das kann ich dir versprechen. Ihr werdet leben und herrschen. Die Fesseln sind nicht schlimm, sie sorgen dafür, daß du bleibst, denn dieser Ort ist enorm wichtig für dich.«

»Der Friedhof?«

»Ja, denn seine Erde ist mit dem Geist einer Mambo-Priesterin getränkt, das darfst du nicht vergessen. Es ist mein Friedhof, alles gehört mir. Ich bin die Herrin auf diesem Gelände, und du sollst sie werden. Die nächste Nacht wird entscheidend sein, denn in ihr wirst

du zur Mambo-Priesterin geweiht, um endgültig meine Nachfolge antreten zu können. Hast du verstanden?«

»Ja, das habe ich.«

»Weißt du, was Mambo ist?«

»Nicht genau. Viele vergleichen es mit dem alten Voodoo-Zauber…«

»Da haben sie nicht unrecht. Aber Mambo ist trotzdem anders. Mambo holt die Toten nicht aus den Gräbern. Die Leichname bleiben in der Erde. Dafür beschäftigt sich Mambo mit dem Geist, denn der Geist vergeht nicht. Er wird zu einem Teil des ganzen, und die Mambo-Rituale sorgen dafür, daß die Geister der Toten den Weg zu bestimmten Menschen finden. Mein Geist wird dich endgültig in Besitz nehmen, aber nicht ohne Prüfung. Du mußt etwas tun, mein Kind!«

»Was denn?«

»Du wirst gezwungen sein, über deinen eigenen Schatten zu springen, der jetzt noch zu sehr von deiner menschlichen Aura überschattet wird. Das soll in dieser Nacht vorbei sein. Die alten Rituale haben viel mit Blut zu tun, denn Blut ist der Lebenssaft. Bei den Feiern werden Tiere geopfert, das wird hier ebenfalls so sein, aber die wichtigste Prüfung kommt auf dich zu. Du mußt töten.«

»Wen – was?«

»Einen Menschen!«

Die Antwort klang hart und auch so, daß sie keinen Widerspruch duldete.

Evangeline hatte damit gerechnet, dennoch erschrak sie heftig, weil sie es einfach nicht glauben konnte.

»Ich… ich soll …«

»Ja, um eine Mambo-Priesterin zu werden, mußt du dem normalen Leben entsagen. Das gelingt dir nur, wenn du einen Menschen tötest, der dir etwas bedeutet.«

»Lossardo?« stieß sie hervor.

Die »Mutter« lachte. »Um Himmels willen, nein! Niemals Lossardo, er ist zu wichtig für dich.«

»Wen dann?«

»Sei nicht so naiv. Es gibt jemand, der hat dich gesehen und sich in dich verliebt. Er wollte sich…«

»Ja, das ist Bill Conolly!« stöhnte Evangeline.

»Genau, mein Kind, Bill Conolly. Ihn wirst du in dieser langen Nacht töten…«

***

Evangeline senkte den Kopf. Plötzlich hörte sie nichts mehr. Es überkam sie der Eindruck, als wäre das Blut aus ihrem Schädel gewichen und hätte einer gewissen Leere Platz geschaffen.

Töten! Sie sollte einen Menschen töten. Eine Kreatur, die nichts mit

einem Huhn oder Hahn gemein hatte, denn diese Tiere wurden sofort geopfert. Dazu einen Mann, der ihr nicht unsympathisch war, denn auch sie hatte sich in den braunhaarigen Fremden ein wenig verliebt.

Und jetzt…

Plötzlich hörte sie wieder die Stimme ihrer Mutter. »Denkst du über den Begriff des Tötens nach, Kind?«

»Ja, das ist so…«

»Willst du es nicht?«

Evangeline gab keine direkte Antwort. »Ich möchte… dich nicht enttäuschen, Mutter. Ich will deine Nachfolgerin werden, eine Mambo-Priesterin wie du, aber ich kann es nicht. Ich bringe es nicht fertig, Bill Conolly zu töten!«

»Dann wirst du nie eine Mambo!«

»Vielleicht…«

»Nein, Evangeline, so kommst du nicht aus der Lage heraus. Du bist meine leibliche Tochter, dein Vater lebt nicht mehr. Ich sehe dich als einzigen Bezugspunkt zwischen uns beiden. Du kannst jetzt nicht aus deiner Lage heraus. Um meine Nachfolgerin zu werden, mußt du töten, Mädchen. Glaub es mir.«

»Aber nicht ihn!«

»Doch, gerade ihn. Du mußt den Menschen töten, der dir etwas bedeutet.«

Evangeline starrte auf den Grabstein der Mutter. Plötzlich war sie aufgewühlt. Die Gefühle durchtosten sie wie ein gewaltiger Sturm.

In ihren Augen brannte die Nässe. Das Wasser sammelte sich und rann an den Wangen in hellen Bahnen herab.

Töten, dachte sie – töten!

Nein, sie wollte es nicht, aber konnte sie sich noch dagegen wehren? »Gibt es keine andere Chance für mich?«

»Niemals. Wer eine Mambo werden will, der muß den uralten Gesetzen gehorchen.«

»Dann hast du auch getötet?«

»So ist es, Kind.«

»Und wen hast du umgebracht? Kenne ich ihn? War es bei dir ebenso wie bei mir?«

»Nicht anders, Kind. Auch ich habe einen Mann getötet, der mir viel bedeutete. Er hatte sich in mich verliebt, aber ich hörte auf den Befehl meiner Mutter.«

»War sie auch…?«

»Natürlich, mein Kind. Auch sie war eine Mambo-Priesterin und wurde in mir wiedergeboren. Ebenso verhielt es sich mit ihrer Mutter und auch bei all den anderen Vorfahren. Du siehst also, daß du nur eine Kette weiterführst. Wir alle sind Glieder innerhalb der Kette und können sie nicht sprengen.«

»Sie muß einmal enden!«

»Vielleicht, doch nicht mit dir. Hast du das allmählich begriffen, mein Kind?«

Die Kreolin senkte den Kopf. »Ja, Mutter, das habe ich inzwischen bemerkt. Aber ich denke verzweifelt darüber nach, ob es nicht eine andere Möglichkeit gibt.«

»Nein, Evangeline.«

»Und… und wenn ich mich weigere, es zu tun?« fragte sie trotzig.

Es dauerte eine Weile, bis das Mädchen eine Antwort bekam, weil sie eben so bedeutungsvoll war. »Dann, mein Kind, wird die Kette tatsächlich reißen.«

»Das ist doch gut.«

»Nein, es ist nicht gut, denn du wirst es nicht überleben. Dann mußt du sterben, und ich werde dafür sorgen, daß du vom Leben in den Tod befördert wirst. Ich muß dich umbringen. So schreiben es die alten Gesetze vor, Tochter!«

Evangeline glaubte, sich verhört zu haben. »Das… das kann doch nicht wahr sein«, sagte sie. »Nein, ich glaube dir einfach nicht. So etwas ist unmöglich.«

»Willst du die Gesetze brechen? Oder willst du es tatsächlich darauf ankommen lassen? Du hast dich in eine Lage gebracht, in der dir nichts anderes übrigbleibt. Auch mir ist es damals nicht leichtgefallen, den Mann zu töten, den ich liebte. Aber ich habe meine Chance beim Zopf gepackt, weil ich leben wollte.«

»Es… es ist furchtbar«, flüsterte Evangeline. »Es ist einfach so schrecklich.«

»Nein, das sind die Gesetze.«

»Ich habe sie nicht gemacht!«

»Das stimmt, aber du wirst die Nachfolge antreten. Deshalb kannst du dich nicht gegen sie stellen. Die Entscheidung ist gefallen. Auch Lossardo weiß Bescheid. Er hat uns hier allein gelassen, aber er hat dich an den Pfahl gebunden, weil er sich deiner nicht sicher war. Und er hatte recht damit.«

Evangeline war verzweifelt. »Gibt es wirklich keine andere Möglichkeit?« hauchte sie.

»Nein, mein Kind. Die Entscheidung ist gefallen. Du solltest dich ihr beugen. Den Rat gebe ich dir.«

»Als Mutter oder als Mambo-Priesterin?«

»Ich bin beides für dich, mein Kind.«

Evangeline deutete ein Nicken an. »Das habe ich mittlerweile auch festgestellt.«

»Du wirst dich fügen?«

Sie gab die Antwort erst nach einer Weile. »Ich werde die Kette nicht einreißen lassen.«

»Das, mein Kind, ist sehr vernünftig. Ich darf dir zu deinem Entschluß gratulieren.« Evangeline hatte den Eindruck, als würde die Stimme der Mutter erleichtert klingen. »Wir sind die einzigen in dieser Stadt, die der Mambo-Magie dienen. Wir sollten es auch fortführen und den anderen unsere Stärke zeigen. Lossardo und du, ihr werdet ein Paar werden, das niemand vernichten kann. Bald werdet ihr die wahren Herrscher sein. Er durch Gewalt, du durch Zauberei. Wer will euch dann noch stoppen?«

Ja, wer sollte sie stoppen? Evangeline dachte nach. Ihr fiel der Besucher ein.

»Jemand ist zu mir gekommen. Ebenfalls ein Fremder. Er reiste Bill Conolly hinterher.«

»Ich weiß.«

»Und er wird nicht aufgeben, Mutter. Er ist ebenfalls mächtig. Er besitzt eine Waffe, die du nicht magst. Sie ist silbern…«

»Ich spürte die Strahlung, Evangeline. Er besitzt ein Kreuz, das ist alles.«

»Alles, sagst du?«

»Wir sind stärker, Kind. Merke dir das. Niemand kann uns noch stoppen, die Kette besteht, und sie wird auch nicht einreißen, das schwöre ich dir.«

»Wie du meinst.«

Sie schwiegen beide. Es war alles gesagt worden. Die Theorie lag hinter der jungen Kreolin. Was nun folgte, orientierte sich an der Praxis.

Inzwischen hatte die Nacht die Dämmerung abgelöst. Es war Evangeline kaum aufgefallen, so sehr hatte sich auf den Dialog mit ihrer Mutter konzentriert. Der Friedhof aber hatte ein anderes Gesicht bekommen. Er war noch dunkler und geheimnisvoller geworden. Schatten, dick und dicht wie Tinte, überlagerten ihn. Dazwischen schimmerten geheimnisvoll die bleichen Flächen der Grabsteine. Diesmal konturenlos, als hätten sie sich in helle Schatten verwandelt.

Eine unheimliche Gegend, in der alles verschwamm, als wäre es ausgesaugt worden.

Auch der Wind war eingeschlafen. Über dem Areal lag eine fühlbare Stille, hin und wieder unterbrochen von den Geräuschen, die aus dem nahen Sumpf drangen.

Manchmal hörte es sich an wie ein Schmatzen. Darauf folgte ein tiefes Stöhnen, als würde eine Kreatur stark gequält. Hin und wieder glitt ein Vogel der Nacht über den Friedhof hinweg. Mit seinen breiten Schwingen wirkte er wie ein böses Ungeheuer.

Die Luft drückte. Vom nahen Sumpf wehte ein fauliger Geruch herüber. Nach Moder und Verwesung. Irgendwie passend, denn auch der Mambo-Zauber beschäftigte sich mit dem Tod.

Evangeline hörte die Stimme ihrer verstorbenen Mutter nicht mehr. Sie konzentrierte sich wieder mehr auf ihre eigene Person und bekam auch die Schmerzen in den Oberarmen zu spüren. Dort waren die Muskeln straff gespannt, dennoch zitterten die Stränge, als würde jemand an ihnen rütteln.

An der Grenze des Friedhofs sah Evangeline plötzlich ein Licht.

Es war ein langer Streifen, der durch die Finsternis huschte. Rot und gelb, als hätte jemand eine Fackel angezündet.

Der Streifen blieb. Er veränderte sich zudem, tanzte auf uns nieder, blieb dabei aber in einer bestimmten Höhe. Evangeline ging davon aus, daß dort jemand kam, der eine Fackel trug.

Und dieser jemand näherte sich ihr.

Sie konnte nicht erkennen, wer es war, aber das Licht glitt über die Grabsteine, die Büsche und auch an den Stämmen der Bäume vorbei. Es zitterte gegen das Buschwerk und hauchte ihm so etwas wie ein gespenstisches Leben ein.

Mit angehaltenem Atem wartete Evangeline ab. Sie glaubte nicht daran, daß es Lossardo war, der sie besuchen wollte, möglicherweise hatte er seine Leute geschickt, und diese Annahme sollte sich für die junge Kreolin auch bewahrheiten.

Das Licht tanzte nicht nur über die toten Gegenstände, es erfaßte auch den Träger der Fackel und seine beiden Begleiter, die schräg hinter ihm gingen und etwas trugen.

Es war eine große Kiste mit einem Gitter davor. Welchen Inhalt sie besaß, konnte das Mädchen noch nicht sehen. Jedenfalls stellten die beiden Männer die Kiste am Grab ihrer Mutter ab, richteten sich auf und gingen zu der Gefesselten, vor der der Fackelträger bereits stehengeblieben war und sie anschaute.

Evangeline kannte ihn vom Ansehen, wußte aber seinen Namen nicht. Jedenfalls gehörte der Mann zu Lossardos Bande. Er war ein finsterer Type mit stechenden Augen. Sein Haar hatte er zu einem Irokesenschnitt schneiden lassen.

Er schaute sie an. Dabei glitt sein Blick hoch bis zu den Fesseln, und er nickte zufrieden, als er sah, daß sich daran nichts verändert hatte.

»Lossardo wird gleich hier erscheinen«, erklärte er mit einer guttural klingender Stimme.

»Wann?«

»Wenn die Zeit da ist.« Er drehte sich um. Die Fackel macht die Bewegung mit, das Feuer bekam eine andere Richtung, so daß sein Schein über den Kasten fließen konnte.

Dadurch gelang es Evangeline, auch einen Blick in das Innere zu werfen.

Was sie dort sah, hinterließ bei ihr ein Erschrecken, denn der Inhalt bestand aus toten Tieren.

Deutlich konnte sie die Unterschiede im Gefieder erkennen. Manches Huhn war heller, andere wiederum fast schwarz, und sogar die bunten Federn eines Hahn sah sie.

Die Männer, die sich neben dem Grab aufgebaut hatten, trugen Macheten in ihren Gürteln. Der Zweck dieser Waffen lag auf der Hand. Sie würden den Tieren die Köpfe abschlagen, um mit dem Blut des Federviehs das magische Mambo-Ritual einzuläuten.

Mambo und Blut bildeten eine gefährliche Mischung…

Der »Irokese« trat zur Seite. Er holte aus und rammte danach den Stiel der Fackel in die weiche Erde des Grabs, in dem die sterblichen Überreste von Evangeline Cortland lagen.

Die Fackel blieb stecken. Ihr Licht zuckte über den hellen Grabstein und gab diesem ein besonders Muster aus Licht, Schatten und verschiedenen Farbnuancen.

Dann richtete sich der Mann auf, drehte sich nach rechts und nahm eine lauschende Haltung ein. Er trug nur eine Lederweste auf dem Leib. Die kräftigen Arme wirkten wie muskelbepackte Stempel.

Sie schauten aus den hohen Öffnungen an den Schultern.

Er richtete seinen Arm nach vorn. Dann sprach er zischende Worte. »Ich höre sie.«

Damit konnte nur Lossardo gemeint sein. Die Kreolin verkrampfte sich. Sie preßte ihre Lippen hart zusammen. Ihr Herz raste plötzlich.

Noch einmal meldete sich ihre Mutter. Die geflüsterten Worte wehten durch ihr Gehirn.

»Gleich ist es soweit. Deine große Stunde bricht an. Ich freue mich, daß du meine Nachfolge antrittst, und ich weiß, daß ich keine würdigere Person finden konnte als dich…«

***

Bill Conolly hatte den Stopp des Wagens kaum mitbekommen, so sacht bremste der große Cadillac ab.

Er saß noch immer im Fond zwischen den beiden Männern und sah keine Chance zur Flucht.

Die Umgebung hatte sich verändert. Der unmittelbare Bereich der Stadt lag hinter ihnen. Sie waren hineingefahren in die Umgebung, wo die Welt noch sumpfig und ursprünglich war.

Über Straßen, auf denen der Asphalt von der Sonne aufgeweicht worden war. Auch in Wege hinein, die nur ein Einheimischer kennen konnte, weil der dichte Pflanzenwuchs sie zumeist zuwucherte.

Er sah den Friedhof.

Eine düstere Mauer umgab ihn. Von den Steinen war kaum etwas zu erkennen. Der sich ausbreitende Dschungel schien sie verschluckt zu haben. Noch immer tanzten die Mücken. Im Schein der Lichtspeere führten sie ihre wilden, abgezirkelt wirkenden Bewegungen durch,

doch das war eine andere Welt. In dem Luxus-Auto kam sich Bill vor wie auf einer schwebenden Insel, die an der normalen Welt einfach vorbeiglitt.

Der Mexikaner löschte das Licht.

Lossardo knipste eine kleine Leuchte an.

Kalt lächelnd blickte er Bill an. »Wir sind da.«

Conolly nickte.

Lossardo lächelte weiter, als er in seine Tasche griff und eine Handschelle hervorholte. »Läßt du dir die stählerne Acht freiwillig anlegen, oder nicht?«

Als Antwort streckte ihm Bill beide Hände entgegen.

Lossardo gestattete sich ein leises Lachen. »Nein, mein Freund, so nicht. Ich will auf Nummer Sicher gehen. Leg deine Hände auf den Rücken und dreh dich.«

Es blieb Bill nichts anderes übrig, als diesem Befehl nachzukommen. Vielleicht hätten andere Personen schon versucht zu fliehen und den Tod durch eine Kugel vorgezogen.

Bill gehörte nicht zu diesen Menschen. Er wartete bis zum letzten Augenblick und hoffte, eine Chance zu bekommen, die nun noch kleiner geworden war, als die stählernen Ringe hinter seinem Rücken zusammenklickten.

»Das ist gut«, erklärte Lossardo.

Dog, der Söldner, hatte während der Fahrt kein Wort gesprochen.

Auch jetzt sagte er nichts, er handelte nur. Als Lossardo die Tür aufdrückte, schnellte Lossardos Hand vor, wurde zur Kralle und umklammerte Bills Nacken.

Er gab dem Reporter einen leichten Druck, so daß Bill genau wußte, wo er aussteigen mußte.

Auch der Mexikaner verließ den Caddy.

Lossardo wartete bereits auf Bill. Er selbst öffnete die Beifahrertür und ließ den schwarzen Panther frei, den Bill zum erstenmal aus der Nähe betrachten konnte.

Es war ein prächtiges Tier. Jede seiner Bewegungen – war sie auch noch so träge – wirkte höchst explosiv. Dem Tier war anzusehen, wie angespannt seine Sinne waren. Es ließ den Reporter nicht aus den Augen. Kalte Pupillen glotzten Bill an. Dann öffnete der Panther sein Maul und gähnte.

Bill ließ sich von dieser offensichtlich gespielten Trägheit nicht täuschen.

Mex schloß die Türen. Lossardo beobachtete seinen Spielgefährten mit glänzenden Augen. Dann gab er ihm einen Befehl. Das Wort hatte Bill nicht verstanden, die Reaktion aber war allein auf ihn gemünzt, denn der Panther sprang plötzlich auf ihn zu. Vor ihm tauchte der gestreckte Schatten auf. Im offenen Maul, in der Lücke zwischen den

beiden Vorderpfoten, glänzte das Gebiß, und die weiche Zunge lag wie ein feuchter, dünner Lappen auf dem Unterkiefer.

Das Tier sprang ihn an.

Bill wurde zurückgedrängt. Er konnte nicht mit den Armen rudern, aber Dog stützte ihn ab, so daß er auf den Beinen blieb.

Dicht vor seinem Gesicht sah er das Maul des Panthers, dessen Muskeln durch die angespannte Lage zum Zerreißen gestreckt waren. Aus der Maulöffnung wehte dem Reporter fauliger Atem entgegen, der warm über sein Gesicht strich.

Lossardo trat an seinen Liebling heran. Eine Hand glitt streichelnd über das Rückenfell. »Ein schönes Tier«, flüsterte er verzückt. »Schön und gefährlich, Conolly. Noch tut er dir nichts, aber ich brauche nur ein bestimmtes Wort zu sagen, dann zerreißt er dich.«

»Das… das kann ich mir vorstellen!« würgte Bill. Überall lag der kalte Schweiß auf seinem Körper. Die Kleidung klebte auf der Haut.

»Nur als gutgemeinte Warnung. Wir haben uns immer doppelt und dreifach abgesichert.« Lossardo faßte seinen Panther unter und schleppte ihn von Bill weg.

Das Tier hatte die Vorderkrallen ausgefahren gehabt. Sie hakten noch in der Kleidung nach und hinterließen Risse im Stoff. Bill atmete auf, den Druck losgeworden zu sein. Er schaute zu, wie Lossardo eine Leine aus starkem Leder hervorholte und den Panther anband.

Sein folgendes Nicken galt Dog und Mex.

Die beiden nahmen Bill in die Mitte. Sie berührten ihn nicht, blieben aber dicht bei ihm und schritten an der Mauer des alten Friedhofs entlang.

Lossardo ging vor ihnen. Die linke Hand hatte er in die Schlinge der Leine gesteckt, die rechte war ausgestreckt und klatschte mit der Fläche gegen das Leder des Mantels, wenn er ging.

Bill schielte über die Mauer hinweg. Wo sie hergingen, lag die Dunkelheit dicht wie Pappe. Auf dem Friedhof jedoch sah er einen Lichtschein tanken. Und er glaubte auch, die Umrisse einiger Gestalten zu sehen.

Durch eine Lücke in der Mauer betraten sie den alten Friedhof.

Bill kannte ihn. Auf diesem Gelände hatte er auf Evangeline gewartet und war von Lossardo und seinen Männern statt dessen zusammengeschlagen worden.

Sollte dieses Gelände tatsächlich zu seinem Schicksal werden? Bill wußte es noch nicht. Hier kam er lebend aus eigener Kraft nicht weg!

Natürlich brandeten die Vorwürfe in ihm auf. Die Sache mit der jungen Kreolin – und in London hätte er lieber Bescheid geben sollen.

Das hatte er nicht getan. Es brachte nichts, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Wenn ihn nicht alles täuschte, schlugen sie die Richtung ein, die

auch zum Grab der verstorbenen Evangeline Cortland führte. Der Name Cortland zog sich durch die Generationen.

Drei Männer zählte Bill, die sich am Grab aufgebaut hatten. Sie schauten ihnen entgegen. Einer löste sich aus der Gruppe. Es war ein Kerl mit einem Irokesenhaarschnitt.

»Es ist alles in Ordnung, Jefe!« meldete er.

»Die Tiere sind da?«

»Ja.« Der Mann deutete auf einen Kasten, der an der Vorderseite ein Gitter besaß. »Vier tote Hühner und ein Hahn.«

»Das ist gut.« Lossardo schaute Bill an. »Weißt du, was wir mit den Tieren vorhaben?«

»Nicht genau.«

»Wir werden sie köpfen und ihr Blut auf dem Grab verteilen. Das Blut sorgt dafür, daß die Magie der Mambos hier wirksam wird. Er holt die Geister der Toten aus ihrer Welt hervor, um sie in die unsere zu transportieren. Diese Nacht ist entscheidend, denn wir werden in ihr eine neue Mambo-Priesterin wählen.«

»Ist es Evangeline?«

»Richtig Conolly. Evangeline Cortland. Die neue und gleichzeitig die alte Mambo-Priesterin, denn in dem Mädchen ist seine Mutter wiedergeboren worden. Ihre Macht auf die neue übergehen und dafür Sorge tragen, daß sie und ich zu einem unschlagbaren Team werden. Willst du noch mehr wissen?«

»Wo ist sie?«

Lossardo lachte rauh. »Sie wartet bereits auf dich, Conolly. Sie ist schon längst hier. Komm mit!« Er ging vor.

Bill und die beiden Bewacher folgten ihm. Sie umrundeten den hellen Grabstein und standen plötzlich vor der Kreolin, die an einem Holzpfahl gefesselt worden war, der in seiner Höhe noch ihren Kopf überragte.

Bill blieb stehen. »Evangeline!« rief er.

Auch sie hatte ihn gesehen, drehte den Kopf und schaute ihn an.

Bill kannte den Blick des Mädchens sehr gut. Er erinnerte sich daran, daß er ihn bei ihrem ersten Zusammentreffen bis ins Mark getroffen hatte. Da war es wie ein Blitzstrahl durch ihn gefahren, und er hatte sich von einem Augenblick zum anderen in diese Person verliebt.

Jetzt war dieser Blick anders geworden. Kälter, härter, düster und gleichzeitig abschätzender.

Etwas war mit Evangeline geschehen…

Bill mußte sich räuspern. Auch dann konnte er nichts sagen.

Schwindel überkam ihn, die Gestalt des Mädchens und auch der Pfahl verschwammen vor seinen Augen.

»Erkennst du sie?« fragte Lossardo überflüssigerweise.

»Was soll das? Was habt ihr mit ihr gemacht?«

»Wir nichts. Sie ist verändert, das gebe ich zu, aber damit haben wir nichts zu tun. Es ist einzig und allein auf den Einfluß ihrer Mutter zurückzuführen, nicht wahr, Kleine?« Er ging hin, streckte ihr die Hand entgegen und streichelte ihre Wange.

Evangeline zuckte mit keiner Wimper. Sie richtete ihr Augenmerk jetzt auf Lossardo. »Geht es dir gut?« fragte er leise. »Geht es dir wirklich gut?«

»Ja…«

»Und wirst du deiner Mutter auch gehorchen, wie es eine gute Tochter tun soll?«

»Ich habe es ihr versprochen!«

Lossardo nickte und lobte sie gleichzeitig. »Brav«, sagte er, »das war sehr brav von dir. Aus diesem Grunde werde ich dir auch vertrauen.« Er schüttelte die Schlinge aus seinem Handgelenk, damit war der schwarze Panther frei. Der tat aber nichts, ging zur Seite und hockte sich nieder, die Geschehnisse dabei nicht aus dem Blick seiner gelblichen Augen lassend.

Lossardo kümmerte sich um die Fesseln der Kreolin. Er holte aus der Tasche einen kleinen Schlüssel hervor, schob ihn in das Loch zwischen den beiden Ringen, drehte ihn einmal nach rechts und zog die Ringe auf.

Evangeline war frei!

Nicht nur ihre Arme sackten nach unten. Die ungewohnte Lage hatte sie geschwächt, so daß auch sie sich nicht auf den Beinen halten konnte und nach vorn fiel.

Hätte sie Lossardo nicht aufgefangen, wäre sie gegen ihn geprallt.

So aber hielt er sie fest und wartete, bis sie sich wieder erholt hatte und auf eigenen Beinen stehen konnte.

Evangeline massierte ihre Handgelenke, an denen sich harte Druckstellen abzeichneten.

»Du mußt schon entschuldigen, meine Kleine, aber es war nicht anders möglich. Ich wollte auf Nummer Sicher gehen. Die neue Mambo-Priesterin wird mir gehören.«

»Nicht nur«, gab sie flüsternd zurück. »Ich gehöre auch mir selbst und meiner Mutter.«

»Das versteht sich.« Er strich über seinen Pferdeschwanz, eine für ihn typische Geste. »Deine Mutter hat dich auf alles vorbereitet?«

»Ja.«

Lossardo war zufrieden. Er legte eine Hand auf ihre Schulter und drehte Evangeline so herum, daß sie Bill Conolly direkt anschauen konnte. »Du siehst, er ist wieder hier. Auch in der vergangenen Nacht ist er an dieses Grab gekommen. Da haben wir ihn gewarnt, nur können manche Menschen eben nicht hören. Es ist halt ihr Schicksal, und damit ist auch sein Schicksal besiegelt.«

Möglicherweise wartete Lossardo darauf, daß Bill ihm eine Frage stellte, den Gefallen tat er ihm nicht. Er hielt sich zurück, weil er die Erklärung gern aus dem Munde der Kreolin gehört hätte.

Evangeline zögerte noch. Erst nach einer Weile kam sie auf ihn zu.

»Du hättest wirklich aus der Stadt verschwinden sollen, Bill. Nun ist es zu spät.«

»Das weiß ich«, gab Bill zu. Auch seine Stimme klang leise.

»Schade, es hätte passen können bei uns.«

»Wieso?«

»Ich hätte dich gern von hier weggeschafft. Ein Leben an der Seite dieses Menschen ist keines mehr. Daß du so etwas nicht begreifst, Evangeline?«

Sie trat etwas zurück. »Ich glaube, da irrst du dich gewaltig, mein Lieber. Ich bleibe freiwillig bei ihm und auch, weil ich der Tradition gehorchen muß. Meine Mutter ist in mir wiedergeboren worden, ich setze ihre Tradition fort. In dieser Nacht, Bill Conolly, werde ich zur Mambo-Priesterin geweiht. Da werden die Kräfte, die bisher in mir geschlummert haben, voll zum Durchbruch gelangen. Ich lerne meine wahre Stärke kennen, und niemand kann mich daran hindern. Ich werde die Mambo-Königin von Baton Rouge.« Die Lautstärke ihrer Stimme hatte sich bei den letzten Sätzen gesteigert, so daß jeder ihre Worte hatte verstehen können. Und sie redete weiter. »Lossardo und ich werden ein Paar bilden, das in der Lage ist, eine Welt aus den Angeln zu heben.«

»Das haben schon viele gesagt. Es blieb immer nur beim Vorsatz. Ich kenne davon etwas.«

»Das ist mir egal, Bill. Bei uns wird es eben anders sein. Aber du spielst eine sehr wichtige Rolle. Du bist ausersehen worden, mich auf den Thron zu heben.«

»Ich werde der Schwarzen Magie…«

»Du bist das Opfer, Bill.« Sie hob eine Hand und streichelte über seine Wange, während sie weitersprach. »Du wirst sterben. Durch deinen Tod aus meiner Hand kann ich den Beweis antreten, daß ich eine würdige Nachfolgerin meiner Mutter bin.«

Bill überkam das Gefühl, von Eisklötzen berührt worden zu sein.

Auf seinem Körper zog sich die Haut zusammen. Er schluckte einige Male, es durchrieselte ihn, und er hatte große Mühe, nach Luft zu schnappen.

»Glaubst du mir nicht, Bill?«

»Ich kann es nicht.«

»Du wirst es glauben müssen. Spätestens dann, wenn ich den Beweis antrete. Noch ist es nicht soweit. Zunächst werden wir einige Vorbereitungen treffen. Du kannst dabei zuschauen, dir aber auch den Mond ansehen, dessen bleiches Licht uns den magischen Segen geben

wird.« Sie zeigte schräg in den dunklen Nachthimmel.

Bill folgte mit seinem Blick.

Es war fast Vollmond. Der Himmelskörper sah aus, als hätte jemand an einer Seite eine Faust hineingedrückt. Innerhalb der Fläche sah Bill die blassen Streifen der Mondlandschaft, und er schaute wieder auf Evangeline, die sich von ihm entfernt hatte.

Lossardo hielt sie an der Hand. »Darf ich es sein, der dich zum Grab deiner Mutter führen wird?«

»Ich warte darauf.«

Es war eine groteske Szene. Sie kam Bill vor wie eine schlecht gespielte Hochzeit.

In der Tat schritten die beiden, einem Brautpaar gleich, auf das Grab der Mutter zu, an dessen Rückseite der hohe, bleiche Stein aus der Erde wuchs.

Das Grab war relativ groß. An seiner linken Seite standen der Irokese und die beiden Männer mit dem Käfig. Dog und der Mexikaner hatten sich hinter Bill aufgebaut, die Waffen hielten sie schußbereit.

Evangeline hatte nurmehr zwei Schritte zu gehen. Beinahe freudig überwand sie die Distanz. Bill sah auf ihren Lippen das Lächeln und den Glanz in ihren Augen.

Dann stand sie auf dem Grab!

Sie sagte nichts, senkte den Kopf und richtete ihren Blick auf das sich im Gestein abzeichnende Gesicht ihrer Mutter.

Dort bewegte sich nichts, doch Bill konnte sich vorstellen, daß Evangeline die Gedanken der Mutter sehr deutlich empfing.

Ein Körper verging, der Geist aber blieb und reihte sich ein in die Welt des Jenseits.

Mit einer tänzerisch anmutenden Bewegung ging das Mädchen in die Knie, streckte die Arme schräg vor und preßte die ausgebreiteten Hände gegen die weiche Graberde.

Sie federten nach, als Evangeline fühlte, ob diese Erde auch gut genug für sie war.

Ein Nicken zeigte an, wie sehr sie sich damit zufrieden gab. Dann drehte sie sich auf der Stelle und legte sich lang auf den Rücken. Das Grab war groß genug, um ihren Körper aufnehmen zu können. Zwischen dem Kopf und dem Grabstein befand sich sogar noch soviel Platz, um die Hand hindurchstecken zu können.

Bill ließ sie nicht aus den Augen. Evangeline rührte sich nicht. Sie schien zu Eis geworden zu sein. Ihre Augen waren geöffnet, die Blicke dem Nachthimmel entgegengerichtet, aber dennoch mit einem entrückten Ausdruck versehen.

Lossardo setzte sich in Bewegung. Er blieb so dicht vor dem Ende des Grabes stehen, daß er mit seinen Stiefelspitzen berührte. »Bist du bereit, Evangeline?«

»Das bin ich.«

»Gut.« Militärisch knapp drehte er sich um. »Dann holt die Tiere aus dem Käfig.«

Das ließen sich die beiden Begleiter des Irokesen nicht zweimal sagen. Sie zogen die mit einem Fliegengitter bespannte Tür auf und griffen in den Käfig.

Vier tote Hühner und ein Hahn hatten dort ihre Plätze gefunden.

Sie zerrten zuerst die Hühner hervor, drehten sie um und packten sie an den Füßen.

Der Irokese zog seine Machete. Er grinste dabei und fuhr mit der schwieligen Daumenkuppe über die Schneide entlang. Daß er zufrieden war, davon zeugte sein Nicken.

Lossardo bewegte seine rechte Hand mit dem nach unten ausgestreckten Zeigefinger im Kreis.

Die beiden Helfer wußten Bescheid. Sie gingen gemeinsam vor, trennten sich dann und nahmen rechts und links des Grabs Aufstellung. Evangeline lag jetzt in der Mitte.

»Ich spüre ihn«, sagte sie. »Ich spüre, wie der Geist meiner geliebten Mutter aus der Erde dringt und mich überschwemmt. In mir ist eine wilde Freude. Ja, ich will die Mambo-Priesterin werden. Ich will nicht mehr warten. Laß das Blut der Magie fließen!«

Nicht auf sie hörte der Irokese, sondern auf Lossardo. Erst als der nickte, setzte er sich in Bewegung, holte mit der Machete aus und schlug einmal zu.

Er war ein Künstler, was die Handhabung dieser Waffe betraf.

Mit einem Schlag trennte er die Köpfe von den Rümpfen. Dann ging er weiter und führte den nächsten Hieb durch.

Auch dort konnte das Blut jetzt fließen. Es strömte auf die alte Graberde, sammelte sich dort, doch der Boden wirkte plötzlich wie ein Schwamm. Er saugte das Tierblut auf, und Evangeline, die einzige Spritzer mitbekommen hatte, reckte ihre Arme in die Höhe, als wollten sie die Sterne vom samtblauen Himmel holen.

»Ich spüre es«, sagte sie. »Ich spüre es sehr deutlich. Die Erde erwärmt sich. Das Blut treibt die Hitze hinaus und in meinen Körper. Der Geist meiner verstorbenen Mutter gerät in Bewegung. Ihre schwarze Seele rotiert unter mir. Ich spüre sie deutlich. Sie wird in meinen Körper hineingleiten und aus zwei Personen eine machen. Es ist wunderbar, aber ich brauche noch den Hahn.«

»Hol ihn!« befahl Lossardo.

Um das Tier kümmerte sich der Irokese persönlich. Er nahm ihn aus dem Käfig und schaute ihn für einen Moment grinsend an.

Dann schwang er ihn einmal herum und ließ den Kopf gegen die Klinge klatschen.

Er fiel.

Und mit ihm kam das Blut. Es strömte aus der Wunde, und der Irokese bewegte sich dabei.

Er umkreiste mit gemessenen Schritten das Grab der Evangeline Cortland. Dabei drangen beschwörend klingende Worte aus seinem Mund. Er redete in einer Sprache, die auch seine Vorfahren gesprochen hatten. Sie hatten ebenfalls Medizinmänner besessen, die es schafften, die Geister der Natur zu beschwören.

Das alles gehörte ebenso zum Ritual wie der blutige Kreis, den er hinterlassen hatte.

Niemand sonst rührte sich. Weder Evangeline, um die sich schließlich alles drehte, noch Bill Conolly. Mit starrem Blick verfolgte er das unheimliche magische Ritual. Sein Atem drang stoßweise über die Lippen, er drehte den Kopf nach rechts.

Dort stand der Söldner und starrte ihn aus seinen Eisaugen an.

Keine Chance…

Der Irokese hatte die Grabstätte mittlerweile umrundet und war an ihrem Fußende stehengeblieben. Den ausgebluteten Körper des Hahns hatte er in die Dunkelheit geschleudert.

Dann kniete er sich hin.

Kaum hatten seine Knie den Boden berührt, als er den Oberkörper vorbeugte und seine Stirn auf die Graberde preßte. Gleichzeitig wühlte er die gespreizten Finger bis zur Hälfte in den aufgeweichten Boden und bewegten sie dort. Er sprach mit rauher Stimme und dennoch im Flüsterton. Das angesprochene Mädchen fing plötzlich an zu zittern.

In den letzten Sekunden war Evangeline erstarrt. Das änderte sich auch nicht, als der Irokese sprach, dafür geschah etwas ganz anders.

Das in die Graberde eingesickerte Blut schien auf einmal zu kochen.

Woher sonst wären die Dampfschwaden gekommen, die aus dem Boden aufstiegen und sich über dem Grab und auch über dem Körper des Mädchens verteilten? – Diese Dampfschwaden sonderten einen Geruch ab, der Bill Conolly an Tierblut erinnerte.

Der Dampf blieb auf das Grab beschränkt. Er berührte auch die kniende Gestalt des Irokesen, der sich nicht stören ließ und seine Beschwörung fortführte, bis zu dem Augenblick, als Evangeline zu zittern aufhörte und sich ganz normal bewegte.

***

Ein magisches Phänomen!

Gleichzeitig ein Beweis dessen, wozu der Mamba-Zauber fähig war. In dem Augenblick, als sich Evangeline vom Grabboden abhob, richtete sich der Irokese auf, sprang auf die Füße und begann laut zu schreien. Er jammerte den Mond an, bewegte dabei seine Beine rhythmisch und begann mit einem Tanzritual, das ihn von der

Grabstelle wegtrieb.
Frei schwebte Evangeline über dem Grab, eingehüllt in diese dichten, leicht rötlich schimmernden Wolken, als wäre sie von unsichtbaren Händen getragen worden.
Auf den Gesichtern der beiden Helfer zeichneten sich Furcht und Überraschung ab. Sie standen da, als wären sie auf dem Sprung, ohne sich der Faszination dieses unglaublichen Vorgangs entziehen zu können.
Ebenso wie Lossardo. Bill hörte ihn scharf atmen. Er mußte sich am Ziel seiner Wünsche sehen, und er hörte ihn Worte flüstern, die wohl keiner der Männer verstand.
Wie der Mexikaner und Dog reagierten, konnte Bill nicht sehen.
Dafür hörte er den Panther. Das Raubtier stieß ein klägliches Winseln aus, als hätte es Schmerzen. Möglicherweise erfaßte es mit seinem Instinkt die Lage besser.
Der Irokese war zwischen den anderen Grabsteinen verschwunden. Nur mehr seine »Gesänge« hallten herüber.
Die Kreolin aber schwebte noch höher. Sie glitt lautlos, die Wolken umflorten den Körper, der erst zur Ruhe kam, als er die gleiche Höhe mit der Grabsteinkante erreicht hatte.
Dort lag sie still.
Sekunden vergingen.
Dann begann sie zu sprechen. Sie redete zwar mit ihrer eigenen Stimme, dennoch hörte sich diese sehr verfremdet an, als würde gleichzeitig noch eine andere Person in die Stimme hineinsprechen.
»Er ist da, ich spüre ihn genau. Der Geist meiner verstorbenen Mutter hat sich aus den Welten des Schweigens gelöst und ist in meinen Körper gedrungen. Es ist ein wunderbares Gefühl. Nie zuvor habe ich mich so stark und mächtig gefühlt, und ich spürte, daß es noch nicht das Ende ist. Endlich kann ich ermessen, was es bedeutet, eine Mambo-Priesterin zu sein. Es ist so etwas Wunderschönes, daß ich es kaum beschreiben kann. Es erfüllt mich ganz. Von den Füßen bis zu den Haaren spüre ich eine Kraft, die wie Elektrizität ist. Meine Mutter ist in mir, sie will mich zur Königin machen.«
Vergeblich versuchte Bill, das Gesicht der Evangeline Cortland zu erkennen, um herauszufinden, ob es sich verändert hatte. Das Mädchen lag einfach zu hoch, er konnte nur gegen den unteren Teil ihres Körpers schauen.
»Was sagt sie dir?« fragte Lossardo. »Hat sie eine Botschaft für dich oder mich?«
»Sie will die Prüfung!«
»Seinen Tod?«
»Ja!«
»Dann komm zu uns. Du kannst ihn dir holen, Mädchen, Wir alle

warten auf diese Minute!«

»Ich werde mir selbst den Befehl geben, wieder nach unten zu schweben«, erklärte sie.

Bill achtete kaum darauf, wie sich der schlanke Mädchenkörper wieder der Graberde zusenkte. Er hatte genau verstanden, was nach diesem blutigen Mambo-Ritual folgen sollte.

Seine Vernichtung!

Evangeline sank nach unten. Der Vorgang lief in Etappen ab. Sehr seicht wirkend, hin und wieder unterbrochen, dann weitergeführt.

Bill Conolly hatte erlebt, mit welch einer Konsequenz diese Verwandlung vonstatten gegangen war, und er wußte auch, daß er mit der gleichen Konsequenz getötet werden sollte.

Wo war der Ausweg?

Wieder drehte er seinen Kopf. Nein, keine Chance, denn Dog stand hinter ihm.

Ein schwerer Revolver schimmerte matt im Licht des Mondes.

Den Panther sah Bill nicht. Er mußte seinen Standort gewechselt haben. Auch der Irokese tauchte nicht mehr auf, nachdem er verschwunden war. Sein Singen war ebenfalls verstummt.

Evangeline Cortland berührte die Grabrede. Aus deren Spalten strömte zwar noch immer der Dunst, aber längst nicht mehr so dicht. Steif wie ein Brett blieb sie liegen. Erst nach einer Weile zog sie die Beine an, gab sich selbst genügend Schwung, um dann mit einer ruckartigen Bewegung aufzustehen.

Sie stand vor dem Grab!

Endlich konnte Bill in ihr Gesicht sehen und hatte das Gefühl, in eine Totenmaske zu schauen.

Wie hatte es sich verändert!

Die Schwaden klebten zwar nicht mehr auf ihrer Haut, dennoch war sie anders geworden. Von der Farbe her hatte sie einen blaugrauen Ton bekommen und der Ausdruck zeigte einen Alterungsprozeß, ohne allerdings Falten geworfen zu haben. Über dieses Gesicht mußte sich ein zweites geschoben haben, eine andere Erklärung konnte Bill sich nicht vorstellen. Sie lag auch im Bereich des Möglichen, denn Evangeline hatte Kontakt zu ihrer Mutter gehabt und sich mit ihrem Geist verbunden.

Auch die Haare wirkten anders als sonst. Sie waren viel dichter geworden, in die Höhe gekämmt, als wäre jemand mit einer gewaltigen Bürste hindurchgefahren.

Mondlicht fiel auf die Gestalt und gab dem Gesicht abermals einen anderen Ausdruck.

Jetzt wirkten die Wangen wie mit einem metallischen Glanz überzogen, der sich zudem in den Augen fortsetzte. Der Mund sah blaß aus, er war zu einem Lächeln verzogen, das Bill Conolly galt.

Evangeline Cortland hatte die Nachfolge in der Sippe antreten sollen und war es auch geworden. Ein Mensch, dessen Wille und Handeln vom Geist einer Toten diktiert wurde.

Das schien auch Lossardo bemerkt zu haben, denn sein Blick war etwas skeptisch geworden.

Evangeline hatte nur noch Augen für Bill Conolly. »Willst du nicht kommen?« erkundigte sie sich mit veränderter Stimme. »Ich brauche dich noch, um zu beweisen, daß ich würdig genug bin.«

»Nein, ich…«

Da griff Dog an. Bill stöhnte auf, als er den Schmerz in seinem Rücken spürte. Der ehemalige Söldner hatte mit dem Revolverlauf zugestoßen. »Du wirst dich doch nicht weigern wollen?« fragte er.

Bill atmete scharf durch die Zähne. »Nein, ich weigere mich nicht«, stöhnte er.

»Dann geh auch.«

Dem Reporter blieb nichts anderes übrig, als auf die Kreolin zuzugehen.

Sie erwartete ihn. Je näher Bill dem Grab kam, um so höher hob sie den rechten Arm und winkte mit den Fingern. Es war klar, daß sie Bill anfassen wollte.

Der Reporter ging einen letzten Schritt und betrat das Grab. Er konnte Evangeline aus der Nähe sehen, und sein Blick glitt auch in die dunkle schwarzgraue Haarflut hinein.

Bewegte sie sich etwa?

Es war windstill auf dem Friedhof, die Schwüle drückte, dennoch zitterten die Haare des Mädchens voller Unruhe. Bill schaute genauer hin und glaubte, darin ein kaltes, weißes Augenpaar zu erkennen.

– Einige Haarsträhnen hatten sich zu schmalen Zöpfe zusammengedreht, die an ihren Enden eine Besonderheit aufwiesen.

Es waren kleine krallenartige Hände, versehen mit spitzen Fingernägeln.

Bill schüttelte den Kopf. Die anderen schienen davon noch nichts bemerkt zu haben, nur er sah die Haarflut und hörte das geflüsterte und rauh klingende Wort.

»Komm her…«

Bill schrak zusammen. Evangeline winkte ihm zu. Sie griff nach seiner Schulter. Dabei glitt ihre Hand auch an der Wange des Reporters entlang. Bill zuckte zusammen, denn die Haut war eiskalt wie die einer Toten. Keine Wärme, kein Gefühl, Fischblut…

Oder wie bei einem Zombie…

»Noch einmal darfst du mich berühren!« flüsterte sie. »Das hast du dir doch immer gewünscht. Mich so im Arm zu halten, als wäre ich deine Frau.«

Bill schüttelte den Kopf. »Nein, nicht mehr, jetzt nicht mehr. Du bist

nicht mehr die Person, die ich kennengelernt habe.«
»Das stimmt. Ich bin auf dem besten Weg, eine Mambo-Priesterin zu werden. Aber der endgültige Durchbruch fehlt mir noch. Für ihn wirst du durch deinen Tod sorgen!«
Bill schaute sie an. Er hatte Furcht, schreckliche Angst, aber er konnte sie noch einmal unterdrücken. »Ich verfluche dich. Du hast bisher noch nicht gemordet, nehme ich an. Wenn du mich aber tötest, bist du eine Mörderin, und das ist schlimm.«
»Für mich nicht. Es ist der Weg in eine andere Welt, vielleicht sogar in die Unsterblichkeit.«
»Wie willst du mich töten?« fragte Bill mit gepreßter Stimme.
»Es gibt ein altes Ritual bei den Mambos. Man tötet die Tiere auf die gleiche Art und Weise…«
»Mit der Machete?«
»Ja!«
Lossardo hatte die Unterhaltung mitbekommen. Er trat näher an das Grab heran. »Wo ist dieser Irokese?« fragte er irritiert und schaute sich dabei um.
Dog und Mex hoben die Schultern.
»Und ihr?« fuhr er die Träger der Kiste an. »Habt ihr ihn nicht gesehen?«
»Nein, Jefe, wir wissen nichts.«
»Ich könnte ihn suchen«, schlug Dog, der ehemalige Söldner, vor.
Seine Stimme klang flach, ohne Ausdruck.
»Nein, laß es…«
Plötzlich fauchte der Panther. Es war nur ein leises Geräusch, das aus seinem offenen Maul drang. Bisher hatte er gesessen, jetzt streckte er sich und wollte verschwinden.
Das paßte Lossardo wiederum nicht. Er stieß einen Pfiff aus, und das Raubtier gehorchte wie ein zahmes Lamm. Es trottete förmlich seinem Herrn entgegen.
Er nahm ihn wieder an die Leine.
»Dann werde ich ihn eben mit einer anderen Waffe töten müssen«, sagte Evangeline.
»Und das Ritual?« Lossardo schüttelte den Kopf. »Nein, es kommt nicht in Frage. Wir werden die Machete nehmen müssen.« Er zeigte auf den Mexikaner. »Hol ihn zurück.«
»Si, Jefe!«
Der Mann verschwand, und Lossardo wandte sich wieder an den Reporter.
»Mach dir nur keine Hoffnungen, Conolly. Die Nacht ist noch lang, sehr lang sogar…«

***

Ich hatte den Friedhof endlich gefunden! Nur an die Fahrt durfte ich nicht denken. Sie war schrecklich gewesen und hatte mich durch alle Höllen des Verkehrs geführt. Am Abend schien die Stadt zu ersticken. Die Schwüle war stärker geworden, hinzu kamen die Abgase der Fahrzeuge, die langen Staus, der Wirbel, es war einfach nicht zu fassen.

Daß ich mich in dem Hexenkessel überhaupt zurechtgefunden hatte, grenzte an ein kleines Wunder. Schließlich war es mir gelungen, den Weg zu finden.

Bei einbrechender Dunkelheit durch ein sumpfiges Dschungelgelände über schmale Pisten zu fahren, ist auch nicht jedermanns Sache. Für mich gab es keine Alternative, so tastete ich mich voran, immer dem bleichen Lichtteppich der Scheinwerfer folgend.

Wenn jemand eine so lange Erfahrung besitzt wie ich, dann kann er Momente erahnen, wo er besonders vorsichtig sein muß.

Bei mir war es jetzt soweit, als ich das berühmte Kribbeln spürte, das über meinen Rücken rann. Ich ging zunächst einmal auf Nummer Sicher und löschte die Scheinwerfer.

Eine Sekunde später merkte ich, was ich mir angetan hatte. Die Dunkelheit fiel über meinem Wagen zusammen wie ein Sack. Zwar nicht so dicht wie in einem fensterlosen Verlies, aber es dauerte leider seine Zeit, bis ich mich einigermaßen orientieren konnte.

Der Pfad führte durch das sumpfige Dschungelgebiet. Die Bäume standen wie eine Mauer, und noch dichter wuchs das Unterholz zusammen. Zweige klatschten gegen die Karosserie, manchmal hieben sie auch wie Peitschen aus Gummi gegen die Fensterscheiben.

Der Untergrund war nicht glatt. Die Bodenwellen und Löcher strapazierten die Federung des Leihwagens. Oft genug hing ich durch oder schrammte mir die Auspuffwanne über irgendwelche Buckel. Aber ich kam weiter, meine Augen hatten sich auf die Lichtverhältnisse eingestellt, so daß ich, als ich nach rechts blickte, erkennen konnte, wie sich dort der Bewuchs verändert hatte.

Nicht mehr die hohen Bäume waren tonangebend, jetzt »floß« mannshohes Unterholz an mir vorbei. Eine glatte Mauer schloß sich an.

Mauern säumen oft genug Friedhöfe ein, vor allen Dingen bei den älteren.

Ich hielt an.

So leise wie möglich stieg ich aus dem Wagen und trat hinein in die feuchtschwüle Dunkelheit, wo das Summen der Insekten wie eine nie enden wollende Musik klang.

Es war kaum zu hören, als ich die Tür ins Schloß drückte. Mir aber brach der Schweiß aus, und augenblicklich stürzten sich die Insekten auf mich.

Geirrt hatte ich mich nicht. Als meine Hände sich durch die feuchtklebrige Pflanzenmasse getastet hatten, spürte ich unter den tastenden Fingerkuppen den härteren Widerstand.

Das war Stein!

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und schaute über den Rand der Mauer hinweg.

Vom Wagen aus hatte ich das Licht nicht sehen können. Seine Bewegungen, sein Flackern zeigte mir an, daß jemand eine Fackel in Brand gesteckt hatte. Der restliche Schein reichte aus, um über manche Grabsteine zu fließen, wobei sie von einem Muster aus rotgelbem Licht und Schatten bedeckt wurden. Von meiner Position sah es so aus, als würden die Grabsteine ein Eigenleben führen.

Das war der Friedhof.

Meine »Freunde« hatte ich leider nicht sehen können. Sie standen für mich sehr ungünstig und waren zudem durch hochwucherndes Unkraut und dichte Büsche verdeckt. Zusätzlich nahmen mir noch die Grabsteine einen Großteil der Sicht.

Ich ging einige Schritte weiter und wollte über die Mauer klettern, als mir ein kompakter Gegenstand auffiel, der auf dem Weg stand, als wären seine Umrisse in die Finsternis gezeichnet worden.

Es war ein Auto, und zwar ein besonderes. Der große Cadillac gehörte sicherlich Lossardo.

Geduckt schlich ich auf den Wagen zu, umkreiste ihn und fand keine Wachtposten.

Dafür hörte ich vom Friedhof her eine Stimme an meine Ohren schallen. Sie klang sehr laut und schrill, ich konnte kein Wort von dem verstehen, was da gesprochen oder gesungen wurde, aber normal war dieser komische Singsang nicht.

Möglicherweise deutete er auf den Beginn eines magischen Rituals hin. So etwas hatte ich schon erlebt. Wenn ich dabei Bill Conolly in meinen Gedankenkreislauf mit einschloß, wurde mir ganz anders.

Zögern konnte zu einem tödlichen Zeitverlust für Bill werden.

Deshalb gab es für mich kein Halten.

Die Mauer hatte ich rasch überwunden. Auf der anderen Seite landete ich auf einem weichen Boden, der auch die Geräusche des Aufpralls dämpfte.

Ich empfand es als vorteilhaft, daß jemand eine Fackel angesteckt hatte. Das Licht wies mir genau die Richtung.

Bevor ich mich in Bewegung setzte, schaute ich mir das Schnellfeuergewehr an.

Das Magazin war aufgeladen. Mit dieser Waffe konnte ich auf dem Friedhof eine Hölle entfachen.

Der Unbekannte sang und redete noch immer. Seine Lautstärke nur hatte sich verändert, was mir gar nicht gefiel, denn ich hörte ihn jetzt

deutlicher. Für mich ein Zeichen, daß sich der Knabe ungefähr in meine Richtung bewegte.

Wenn er mir schon über den Weg lief, wollte ich den Zeitpunkt bestimmen. Bis zum nächst größeren Grabstein waren es nur wenige Schritte. Ich duckte mich dort hinter der Platte und wartete ab.

Ein tanzender Schatten huschte über den Boden. Er bewegte sich wie ein Clown. Erst als er sich mir genähert hatte, identifizierte ich ihn als den Sänger oder Sprecher.

Er war nur mit sich selbst beschäftigt und würde, wenn er so weiterlief, den Grabstein in einer Entfernung von gut drei Yards passieren.

Außerdem war er bewaffnet!

Was er in der rechten Hand hielt, wuchs lang und glänzend aus der Faust hervor.

Ein Messer war es nicht, auch keine Lanze, die Waffe erinnerte mich an eine Machete.

Dann war er da – und vorbei!

Ich schnellte hoch, startete. Er sang weiter, übertönte somit meine dumpfen Schritte, doch ein plötzlicher Instinkt warnte ihn, denn er zuckte herum.

Mit ihm die Machete.

Ich war schneller.

Bevor sie mich töten oder verletzten konnte, hatte ich den Kerl schon mit dem Gewehrkolben erwischt. Ein Treffer gegen seinen fast kahlen Schädel reichte aus. Er fiel um wie ein gefällter Baum und blieb bewegungslos im hohen Gras liegen.

Der wurde keinem mehr gefährlich.

Ich schaute zurück, sah keine weiteren Verfolger und machte mich daran, den bewußtlosen zu untersuchen.

Aus der Nähe betrachtet, erkannte ich den indianischen Einschlag im Gesicht des Mannes. Die Irokesen hatten im Nordosten der Staaten gelebt. So wie sie hatte er sich die Haare geschnitten.

Seine Beule konnte ich wachsen sehen. Ich öffnete die Faust und entriß ihm die Machete.

Als ich die Klinge sah, stockte mir der Atem. Noch jetzt liefen an dem ansonsten blanken Metall Blutfäden von oben nach unten.

Menschenblut?

Es war niemand in der Nähe, den ich fragen konnte. Auch von dort, wo die Fackel brannte, horte ich kein Geräusch. Nur das Summen der Insekten umgab mich. Die Tiere der Nacht raschelten zudem durch das Unterholz, für mich allerdings nicht sichtbar.

Ich erhob mich und blieb geduckt stehen. Jetzt hatte ich schon zwei Waffen, außer meiner Beretta.

Mit einer Machete konnte ich umgehen. Wenn es hart auf hart kam,

mußte ich sie einsetzen.
Auf Schleichwegen näherte ich mich dem Fackelschein.
Sprach da nicht eine Frauenstimme?
Ja, aber sie klang anders als die der jungen Kreolin. Viel dumpfer, auch krächzender.
Ich blieb stehen, konzentrierte mich. Von rechts fiel der Schatten eines Grabstein auf mich. Der Mond stand als leicht lädiertes gelbes Glotzauge am Himmel. Sterne funkelten in gleißender Pracht.
Schräg vor mir tanzte der Feuerschein. – Ich hörte Schritte. Und auch eine Stimme. Sie zischelte durch die Finsternis. »He, Irokese, wo steckst du?«
Ich war plötzlich gespannt wie eine Feder. Man vermißte den Mann und hatte jemand geschickt, um ihn zu suchen.
Sehr bald konnte ich den Kerl erkennen. Sein Umriß wanderte an einem hellen Grabstein entlang. Der Kerl schaute sich laufend um, so daß ich mich ganz klein machen mußte, um nicht von ihm entdeckt zu werden. Ich hatte mich auf den Boden gepreßt. Die Machete lag ebenso unter meinem Körper verborgen wie das Gewehr, weil ich nicht wollte, daß ich durch das Schimmern des Metalls verraten wurde.
Ich atmete so flach wie möglich, dafür aber roch ich meinen eigenen Schweiß und konnte nur hoffen, daß der andere diesen Geruch nicht auch noch wahrnahm.
Seine Schritte hörte ich nicht mehr. Er war stehengeblieben. Sein Fluchen erreichte meine Ohren.
»Irokese, du Bastard, melde dich endlich. Wenn nicht, reißt dir der Jefe die… ab …«
Was er sagte, war nicht druckreif, aber er hatte von einem Jefe gesprochen.
Damit konnte er nur Lossardo gemeint haben. Noch war dieser Kerl für mich ein Phantom. Ich hatte ihn nicht gesehen, würde ihm aber bald gegenüberstehen, wenn alles gutging.
Im Gras liegend, peilte ich über die Spitzen der Halme hinweg.
Der Suchende hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. Er schlich durch das Gelände und bewegte sich dabei so vorsichtig, als hätte er Angst, erwischt zu werden.
Sekunden vergingen.
Die Schrittgeräusche nahmen an Lautstärke zu. Mir wurde die Kehle eng. Allmählich mußte ich mir etwas einfallen lassen. In der Dunkelheit ist eine Entfernung schlecht zu schätzen. So wußte ich nicht, ob er drei oder erst fünf Yards von mir entfernt war.
Ging er vorbei?
Nein, ausgerechnet jetzt blieb er stehen. Den linken Arm abgespreizt und die Hand flach auf die Kante eines Grabsteines gelegt.

So wartete er ab. Sein rechter Arm wies nach unten und damit auch die Mündung seines Revolvers.

Noch hatte er sein Gesicht von mir weggedreht. Würde er jedoch in meine Richtung schauen, dann mußte er mich entdecken.

Ich handelte.

Bevor er die Blickrichtung änderte, hatte ich mich gedreht und das Gewehr wieder an mich genommen. Mit dem linken Ellbogen aufgestützt und halb liegend, sprach ich ihn an.

Sehr leise, aber deutlich genug und auch so unverständlich, daß der Mann annehmen konnte, sein Kumpan hätte mit ihm gesprochen.

»He – Mann…«

Er fuhr herum – und starrte in die Gewehrmündung.

»Ein Laut, und du bist tot!« sagte ich.

Der Kerl erstarrte. Selten zuvor hatte ich jemand gesehen, der so überrascht worden war.

»Weg mit der Kanone. Laß fallen!«

Er tat es nicht, sondern sagte: »Wenn du schießt, werden sie dich zu Tode jagen!«

»Davon hast du aber nichts, mein Freund, weil du dich nämlich nicht mehr unter den Lebenden befinden wirst.«

Das sah er ein. Seine Faust öffnete sich, der schwere Revolver fiel senkrecht zu Boden. Es sah so aus, als wollte er sie mit der Mündung in das Erdreich bohren.

»Gratuliere!« flüsterte ich, als ich mit einem Schwung auf die Beine kam.

»Wozu?«

»Daß du dich für ein Weiterleben entschieden hast.« Ich ging auf ihn zu. Unser Standort war ziemlich günstig. Vom Feuer her konnten wir nicht gesehen werden, zu viele Grabsteine standen versetzt dazwischen.

Mit unbewegtem Gesicht starrte er mich an und rührte sich auch dann nicht, als ich die Gewehrmündung genau in seine Kinngrube drückte, die sich unter dem dunklen Bartgestrüpp befand.

»Was willst du?« fragte er.

»Auskünfte.«

Er wollte mich auslachen, das merkte ich. Deshalb preßte ich die Mündung härter gegen seinen Kinnknochen. »Nicht doch, Senor, ich habe hier zu sagen.«

Er grinste schief.

»So, mein Freund. Wie viele seid ihr noch am Feuer? Deinen Kumpan, den Irokesen, kannst du vergessen. Dem geht es im Augenblick nicht so gut wie dir.«

Obwohl meine Antwort mehrere Interpretationsmöglichkeiten zuließ, schien sie ihn doch beeindruckt zu haben, was er durch ein Nicken

andeutete. »Sie sind zu viert.«

»Ist Lossardo dabei?« Ich wollte auf Nummer Sicher gehen.

»Ja, und Dog.«

»Hund?«

»Wir nennen ihn Dog. Er war Söldner und ist eine lebende Bombe. Gegen ihn ist noch keiner angekommen.«

»Wer ist noch da?«

»Zwei Helfer. Sie haben die Tiere gebracht. Hühner und ein Hahn. Wir opferten sie.«

»Was ist mit dem Mädchen?«

»Die Kleine ist auch da. Sie hatte sich schon verändert. Bald ist sie eine Mambo.«

»Warum bald?«

»Weil noch Blut fließen muß.«

»Wessen Blut!«

»Deines!« keuchte er, ließ sich blitzschnell fallen, rammte gleichzeitig sein Knie hoch, tat mir damit verflucht weh und ließ seine Hände unter der Jacke verschwinden.

Ich hätte noch schießen können und ihn bestimmt auch erwischt, aber ich wollte keinen Toten.

Im Gegensatz zu ihm. Seine Messer waren keine Zahnstocher! Als er auf mich zuflog, machte ich es wie John Wayne in seinen besten Western Tagen.

Der Mexikaner hechtete geradewegs in den Rundschlag hinein, den ich mit dem Gewehr führte.

Das brachte ihm aus dem Konzept. Er landete am Boden, war sichtlich benommen.

Dafür sorgte mein Treffer mit der Handkante.

Bäuchlings fiel der Mexikaner in das hohe Gras und blieb liegen.

Einen Laut gab er nicht mehr von sich.

Ich wischte über meine Stirn. Verdammt, das hätte ins Auge gehen können. Ein Warnschrei nur, und alles wäre vorbei gewesen.

Ich hatte es also, wenn der Mexikaner mich nicht angelogen hatte, mit vier Gegnern zu tun. Möglicherweise auch mit fünf, da Evangeline wohl zu einer anderen Persönlichkeit geworden war.

Aber kein Wort von Bill Conolly.

Ich dachte an das Blut auf der Machete, und die Angst um meinen Freund wuchs weiter.

Am liebsten wäre ich über den Friedhof geflogen. Da dies nicht möglich war, schlich ich meinem Ziel entgegen.

Die Machete hatte ich nicht mitgenommen, aber die Mündung des Schnellfeuergewehrs wies nach vorn wie ein böses, kaltes Auge…

***

Große Hoffnungen machte sich der gefesselte Bill Conolly nicht, dennoch beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Verschwinden des Irokesen. Normal war das nicht. So mußte auch Lossardo empfinden, sonst hätte er Mex nicht losgeschickt, um den Kerl zu suchen.

Evangeline Cortland stand noch immer in seiner Nähe. Lossardo hatte sich hinter ihm aufgebaut, die beiden rahmten ihn praktisch ein. Und auch der Panther gehörte dazu, der einen sichtlich aufgeregten Eindruck machte und sich häufiger als normal durch ein Fauchen meldete, was Lossardo nicht paßte, denn er nahm ihn enger an die Leine.

Die Kreolin redete. »Er muß mit der Waffe zurückkommen, sonst hat alles keinen Sinn. Ich will das Ritual einhalten. Erst dann kann ich zu einer wahren Mambo-Priesterin aufsteigen.«

»Keine Sorge, das klappt schon. Der Irokese war wohl überfordert. Er hat nicht mit dieser starken Magie gerechnet.« Überzeugend klang Lossardos Stimme nicht, was auch Bill Conolly merkte, doch er hielt lieber seinen Mund. Es hätte tödlich sein können, einen Mann wie Lossardo in dieser Situation zu reizen.

Dafür schaute Bill auf die Kreolin.

Noch immer bewegten sich ihre Haare. Nur die Augen sah er nicht mehr. Bill ging allerdings davon aus, daß sich innerhalb des dunklen Haarbusches das Gesicht der Mutter abgezeichnet hatte.

»Mex wird ihn finden«, sagte Lossardo, wohl mehr, um sich zu beruhigen. »Er findet jeden.«

Da meldete sich der ansonsten schweigsame Söldner. »Vielleicht sollte man Conolly mal einige Fragen stellen«, sagte er mit einer schleppend klingenden Stimme.

»Weshalb?«

Dog hielt die Waffe auf Bill gerichtet, schaute dabei allerdings Lossardo an. »Mir gefällt das einfach nicht. Auch Shandra ist unruhiger als sonst. Es kann sein, daß uns dieser Hundesohn ein Ei ins Nest gelegt hat. Ihm traue ich alles zu.«

Lossardo lachte fast lautlos. »Ein Ei ins Nest gelegt? Conolly? Das glaube ich nicht. Du hättest ihn erleben sollen. Das ist ein verliebter Kater gewesen. Evangeline hat ihn allein durch ihren Anblick den Kopf verdreht. Nein, Dog, daran glaube ich nicht.«

Der Söldner blieb mißtrauisch. Er wandte sich wieder an den Reporter. »Solltest du etwas in der Hinterhand haben, Scheißkerl, dann rücke lieber jetzt mit der Sprache heraus. Hinterher ist es zu spät, da…«

»Ich weiß nichts!«

Dog nickte. »Ist ja gut, Mister, schon gut.« Er ging zurück und grinste dabei breit.

Auch Bill war die Lage nicht geheuer. Zwar kam ihm der Aufschub sehr gelegen, aber er fragte sich natürlich, wie es geschehen konnte, daß zwei seiner Aufpasser so plötzlich verschwunden waren. Da mußte einfach etwas dahinterstecken.

Shandra, der Panther, war tatsächlich unruhiger geworden. Manchmal fauchte er auf, dann drehte er auch den Kopf, um in die Dunkelheit zu starren.

Lossardo konnte sich einfach nicht vorstellen, daß ein so perfekt ausgeklügelter Plan kippte. Er wandte sich wie zur letzten Rettung an Evangeline. »Hast du auch etwas gespürt?«

Sie drehte ihm das bleich-dunkle Gesicht zu. »Ja, etwas stimmt hier nicht. Es hat sich einiges verändert.«

»Und was?«

»Die Atmosphäre«, erklärte sie mit ihrer dunklen Stimme. »Sie ist eine andere geworden.«

»Soll ich Shandra loslassen?«

»Ich würde zustimmen!«

Lossardo nickte. »Es ist gut. Wenn uns einer die Kerle zurückbringt, dann er. Entweder tot oder lebendig. Das macht ihm überhaupt nichts aus.« Lossardo bückte sich, um die Leine zu lösen, als es geschah. Die Ereignisse überstürzten sich, und selbst die sensitiv veranlagte Evangeline Cortland wurde davon überrascht…

***

Ich erschien auf der Bildfläche!

Dabei möchte ich nicht behaupten, gerade noch im letzten Moment gekommen zu sein, aber einen Panther hätte ich bestimmt nicht lautlos erledigen können. Im Gegenteil, der hätte mir wahrscheinlich die Kehle geräuschlos durchgebissen.

Aber ich war da. So überraschend, daß Lossardo vergaß, die Leine vom Halsband zu lösen. Und auf ihn hatte ich es abgesehen. Hinter dem Grabstein der toten Evangeline Cortland war mein Platz gewesen. Ihre Tochter stand mir im Weg, ich fegte sie einfach zur Seite und brauchte dann noch einen Schritt, um Lossardo zu erreichen.

Der wollte herumfahren und mit der freien Hand nach der Waffe greifen. Auch der Panther hatte vor, mich anzuspringen, war aber zu kurz gehalten, und der Söldner schoß ebenfalls nicht, weil ich das Mädchen in seine Schußrichtung geschleudert hatte.

Bisher hatte alles hervorragend geklappt, als wäre es geprobt worden. Aber ich steckte nach wie vor in der Tinte und hörte einen Schrei, der mich mehr an das Heulen eines Tieres erinnerte.

»Johhhhnnnn…!«

Es war mein Freund Bill Conolly, der so geschrien hatte. In diesem Schrei vereinigte sich all das, was er empfand: Überraschung,

Erleichterung, Verwunderung. Er stierte mich mit einem Blick an, wie ich ihn nicht kannte.

»Weg da!« brüllte ich und tickte gleichzeitig die Mündung gegen Lossardos Nacken.

Der Söldner wollte nicht. Er war zurückgesprungen, zielte auf meinen Rücken, was Bill mitbekam und mich warnte.

Ich drehte das Gewehr und schoß.

Auch der Söldner feuerte.

Die Schüsse krachten, Kugeln kreuzten sich. Es kam auf den berühmten Sekundenbruchteil an, und den hatte ich auf meiner Seite.

Von mehreren Geschossen getroffen flog der Söldner zurück und verfing sich in einem mit Ecken und Kanten versehenen Grabstein.

Wie eine steife Puppe blieb er dort hängen.

Das bekam ich nur am Rande mit, weil ich mich wieder um Lossardo gekümmert hatte. Er spürte den Druck der jetzt heißen Mündung und hörte meinen scharf geflüsterten Befehl. »Wenn du dich rührst, pumpe ich dich voll Blei. Das gleiche gilt für deinen Panther. Also bewegt euch beide nicht.«

Er atmete ein. Ich merkte es daran, wie sich sein Körper straffte.

Dann stellte er mir eine Frage. »Verdammt, wer bist du? Bestimmt doch kein Geist, oder?«

»Nein, aber ich liebe Geister und Dämonen so sehr, daß ich sie seit Jahren bekämpfe. Zusammen mit meinem Freund Bill Conolly.«

»Ach so ist das. Er hatte doch einen Trumpf in der Hinterhand. Kompliment, das habe ich nicht erwartet.«

»Er wußte nichts davon.«

Dies wollte mir Lossardo nicht glauben, aber Bill nahm es mir ab.

Ich hörte ihn schluchzen und Dinge reden, die weder er noch ich richtig verstanden.

Nicht nur Lossardo war wichtig, ich behielt auch die beiden anderen Kerle im Auge. Sie standen neben einer vorn geöffneten Kiste, die eine Gittertür aufwies.

Sie taten nichts. Meine Aktion hatte sie zu sehr überrascht. Dafür reagierte eine andere.

Evangeline Cortland warf sich plötzlich zurück. Dabei kreischte sie böse auf, dann drehte sie sich und rannte weg.

Sie hatte darauf vertraut, daß ich nicht hinter ihr herschießen würde. Und sie hatte richtig gerechnet. Ich feuerte nicht und behielt die Mündung statt dessen an Lossardos Nacken. Das Ende seines Pferdeschwanzes berührte den Waffenlauf und breitete sich darüber aus.

Ich hatte längst festgestellt, daß Bill Handschellen trug. Als ich Lossardo ansprach, brachte ich meine Lippen dicht an sein rechten Ohr. »In welch einer Tasche hast du den Schlüssel für die

Handschellen versteckt, Freund?«
»Such sie!«
»Ich frage nicht noch einmal!«
»In der rechten«, sagte Bill, »das habe ich gesehen.«
»Dann hol den Schlüssel vorsichtig raus und schließe meinem Freund die Klammer auf.«
Lossardo zitterte vor Wut, aber er kam meinem Befehl nach. Zudem hatte er nicht vergessen, wie es dem Söldner ergangen war. So schnell konnte man sterben.
Er schob seine Hand in die Tasche und zog sie hervor, ohne eine Waffe zu halten.
Bill kam zu uns, drehte sich um. Wenn die Schelle aufgeschlossen wurde, mußte er Lossardo den Rücken zudrehen.
Der Rest war ein Kinderspiel. Schon sehr bald konnte sich Bill wieder frei bewegen.
Er lief sofort zu dem toten Söldner und bewaffnete sich. »Und jetzt werde ich sie suchen«, sagte er.
»Nein, laß es!«
»Was hast du sonst vor?«
»Lauf schon zum Wagen, Bill! Wir werden uns Lossardos Caddy ausleihen. So eine amerikanische Luxus-Karre wollte ich schon immer mal fahren.«
»Und was ist mit dem Schlüssel?«
»Ich bin sicher, daß Lossardo ihn dir geben wird. Dann noch etwas. Da stehen zwei Typen und wissen nicht, was sie tun sollen. Es wäre besser, wenn sie mal probieren würden, wie es ist, wenn man an Handschellen hängt.«
»Aber gern.«
Bill war in seinem Element. Endlich konnte er sich wieder frei bewegen. Er hob seine Handschelle auf und jagte auf die beiden zu, die angesichts der Revolvermündung die Arme hoben.
Bill scheuchte sie zu Boden. Dann verband er den linken Arm des einen mit dem rechten Bein des anderen. Eine Lage, aus der sie sich aus eigener Kraft nicht befreien konnten. Den Schlüssel schleuderte der Reporter in die Dunkelheit.
»Gut gemacht, Alter!«
»Soll ich tatsächlich vorgehen?«
»Ja, aber gib acht.«
»Ich weiß, Evangeline! John, sie ist kein Mensch mehr. Die hat sich verwandelt, in ihr steckt der Geist ihrer Mutter.«
»Wir werden ihr ihn austreiben.«
Bill hob die Schultern und ging vor. Ich hatte endlich Zeit, mich um den Gangsterkönig von Baton Rouge zu kümmern, der auf einmal gar nicht mehr so groß wirkte.

»So, Lossardo, das war ein Lattenschuß. Wir beide machen ebenfalls einen Spaziergang.«

»Die Tore werden immer zum Schluß zusammengerechnet, Mister.«

»Ja, ich weiß. Tu dir noch selbst einen Gefallen und halte deinen vierbeinigen Spielgefährten ruhig. Er kann sehr schnell springen, ich weiß, aber er ist nie so schnell wie eine Kugel. Die würde dich aus dieser Entfernung nämlich zerreißen.«

»Verstanden. Nur eines noch. Du redest in einem anderen Dialekt. Wo kommst du her? Wer bist du?«

»Ich bin aus London. Mein Name ist John Sinclair. Merk ihn dir gut, denn ich werde es sein, der dich bei meinen amerikanischen Kollegen abliefert.«

»Dann bist du ein Bulle?« keuchte er.

»Ein Beamter von Scotland Yard. Mag die Organisation auch noch so alt sein, Lossardo, wir sind immer um eine Spur besser als arrogante Gangster aus den Staaten.«

Die Worte hatten ihm nicht geschmeckt. Ich horte, wie er mit den Zähnen knirschte. Es war mir egal, ich wollte nur so schnell wie möglich weg und ihn abliefern.

Eine unbekannte Größe in der Rechnung war natürlich Evangeline Cortland. Als harmlos konnten wir sie nicht mehr einstufen. Sie hatte eine Verwandlung durchgemacht und dabei den Geist einer Verstorbenen in sich aufgesaugt, der zur Schwarzen Magie tendierte.

Ich wußte wenig über Mambo, für mich war es zunächst eine rituelle Magie, aber mir war bekannt, daß die Mambo-Priester und ihre weiblichen Gegenstücke zu den Personen gehörten, die einen bösen Zauber aufführen konnten.

Menschen würden sie damit ebenfalls treffen.

Wo steckte die Kreolin? Ich konnte mir eine Flucht bei ihr nicht vorstellen, meiner Ansicht nach hielt sie sich irgendwo auf dem Friedhof verborgen.

Ich drückte Lossardo nach vorn. Er kannte das Zeichen und ging los. Der Panther lief an seiner rechten Seite, durch eine Leine mit seinem Herrn verbunden. Bei jedem Schritt wippte der Pferdeschwanz in Lossardos Nacken. Der Ledermantel machte ihn schlanker, als er tatsächlich war. Es war kein glänzendes Leder, sondern ein mehr aufgerauhtes Material, in dem seine Schultern eckig wirkten.

»Wo ist denn das Mädchen?« fragte ich ihn.

Lossardo drückte während des Gehens den Kopf zurück. »Bitte, nicht diese Fragen, Bulle! ich weiß es nicht, aber wenn ich dich so sprechen höre, scheint dir ihr Verschwinden Sorgen zubereiten. Oder irre ich mich da?«

»Ja, ein Irrtum. Keine Sorgen, ich will es eben nur wissen.«

»Du wirst sie bestimmt noch zu sehen bekommen, bevor du Baton

Rouge verläßt. Wie ich sie kenne, wird sie dich bestimmt nicht ohne Abschiedsgruß gehen lassen. Der kann auch tödlich sein.«

»Ja, das kenne ich.«

»Zitterst du schon, Bulle?«

»Ich sehe keinen Grund.«

»Du hast dich mit mir und meinen Männern angelegt. Das geht ins Auge.«

»Bisher bin ich gut weggekommen. Dein Söldner könnte auch noch leben, er wollte unbedingt den Helden spielen.«

Ich sah, wie Lossardos Schultern unter dem Mantel zuckten. »Dafür wirst du dreimal in der Hölle schmoren.«

»Mal sehen.«

Hin und wieder tippte ich die Mündung in seinen Rücken.

Lossardo sollte stets daran erinnert werden, daß noch jemand hinter ihm ging, der ihn im Auge behielt.

Soweit ich in der Dunkelheit etwas erkennen konnte, war der Friedhof leer. Natürlich boten die Grabsteine gute Verstecke. Bisher hatten wir jeden von ihnen passieren können, ohne daß ein Angriff erfolgt wäre.

Ich konnte auch Bill nicht sehen, dafür passierten wir die Stelle, wo der Mexikaner und der Irokese lagen. Auch in der Finsternis erkannte Lossardo die Schatten.

Er blieb stehen, der Gewehrlauf stieß in seinen Rücken. »Verdammt, Bulle, das warst du.«

»Ja, aber sie leben noch.«

»Dann werden sie erwachen und dir die Kehle durchschneiden.«

»Bestimmt, Killer. Geh weiter!« Ich tippte ihn zweimal an. Der Panther gab ein leises Fauchen ab. Auch ihm gefiel die Lage nicht.

Lossardo nahm ihn noch enger.

»Ruhig, Shandra!«

»Über die Mauer werden wir nicht klettern, Lossardo. Geh zum Eingang.« Ich hoffte, daß so etwas noch vorhanden war. Ein Überklettern der Mauer erschien mir tatsächlich zu riskant, eben weil dieser Panther an Lossardos Seite ging.

Ich ließ den Gangster nach rechts abschwenken und blieb ihm stets dicht auf den Fersen. Allerdings mit einem so großen Abstand, daß er mich auch bei einer schnellen Drehung nicht erwischen konnte.

Es gab tatsächlich einen Ausgang. Früher mußte sich dort ein Tor befunden haben, jetzt konnten wir durch die Lücke in der Mauer schreiten. Den Cadillac hatten wir schon passiert. Um ihn zu erreichen, mußten wir ein Stück zurückgehen.

Nach einigen Yards erkannte ich bereits die Karosse. Sie wurde von Bill Conolly bewacht, der uns entdeckt hatte, einen Arm gehoben hatte und mit dem Beute-Revolver winkte. »Alles klar, John.«

»Was ist mit Evangeline?«
»Sie hat sich nicht blicken lassen!«
»Sei trotzdem vorsichtig.«
»Sicher.«
Vor der Kühlerschnauze befahl ich den Stopp. Auch Bill richtete seine Waffe auf Lossardo. »Rück die Wagenschlüssel raus und leg sie auf die Kühlerhaube.«
Lossardo bewegte sich aufreizend langsam. Er schien zu merken, daß seine Chancen noch stärker gesunken waren, aber er wehrte sich nicht, holte den Schlüssel hervor und legte ihn auf das dunkle, blanke Blech des Wagens. Bill nahm sie an sich.
»Fernbedienung«, sagte er, »wunderbar.« Er ging auf die Türen zu, drückte auf eine bestimmte Stelle des Schlüssels, dabei glühte eine Leuchtdiode auf, und im Innern des Wagens löste sich die Zentralverriegelung.
»Wo soll ich einsteigen?« fragte Lossardo.
»Wir beide setzen uns nach hinten. Mein Freund wird fahren, nicht wahr, Bill?«
»Es wird mir ein Vergnügen sein«, erklärte der Reporter.
»Was ist mit Shandra?«
»Den kannst du hier im Gelände lassen. Da wird er sich bestimmt wohler fühlen.«
»Na ja, mal sehen.«
Seine Antwort hatte mir nicht gefallen. Ich rechnete mit einem Trick seinerseits.
Lossardo ging auf den Fond zu, Bill hatte sich neben der Fahrertür aufgebaut.
Der Panther riß sein Maul auf und fauchte.
War es eine Warnung?
Ich spürte das kalte Gefühl im Nacken. Etwas stimmte hier nicht, nur wußte ich nicht, was es war.
Zwei Sekunden später war ich schlauer.
Bill hatte bereits die Tür aufgezogen, um einzusteigen, da erschien, wie aus dem Nichts, der Schatten. Langgestreckt segelte er durch die Luft. Ich bemerkte ihn aus dem rechten Augenwinkel, hörte eine gellende Frauenlache und bekam einen Schlag ins Kreuz, der mich nach vorn wuchtete, genau auf Lossardo und den Panther zu. Das Gewehr rammte ich noch gegen seinen Rücken, er taumelte weiter.
Ich bekam Halt am Wagen und kreiselte herum.
Ein Bewußtloser hatte mich erwischt.
Es war der Irokese, der, von magischen Kräften geleitet, durch die Luft geflogen und in meinem Rücken gelandet war. Und auf der Friedhofsmauer stand die Person, die sich dafür verantwortlich zeigte. Sie lachte gellend, das helle Kleid flatterte wie ein Totenhemd um

ihren Körper, auf dem Kopf wuchs das Haar zu einem regelrechten Busch hoch, der sich bewegte.

»Evangeline!« brüllte Lossardo, der sie auch gesehen hatte. »Mach ihn fertig.«

»John, in den Wagen!«

Dann kam der Panther. Er sprang auf mich, ich hämmerte ihm das Gewehr gegen den Schädel, er fiel zurück, wälzte sich durch das Gras, und ich sah, wie das Mädchen die Arme abspreizte.

Sie stand unter magischem Einfluß und besaß telekinetische Kräfte, die uns zum Verhängnis werden konnten, wenn wir noch länger blieben. Da war Flucht am besten.

Ich hätte auch schießen können, das brachte ich einfach nicht fertig. Deshalb warf ich mich auf den Beifahrersitz. Die Tür stand noch weit offen, als Bill bereits startete.

Ich zog die Beine an, da schwang die Tür sehr schnell zu. Auf dem breiten Sitz fand ich genügend Platz, um mich richtig hinsetzen zu können.

Bill hatte die Automatik eingestellt. Der Wagen wühlte sich weiter, das Gras war hier feucht, der Boden weich.

Ich schaute zurück.

Evangeline konnte ich noch erkennen. Sie sprang von der Mauer und lief auf Lossardo zu, der wild auf sie einsprach. Sie nickte und starrte hinter uns her.

Dann wurden beide von der Dunkelheit verschluckt.

»Das war's wohl«, sagte Bill.

»Ja, vorerst.«

»Wieso?«

»Nicht nur, daß die beiden nicht aufgeben werden, sie werden uns auch jagen und außerdem fährst du in die falsche Richtung.«

»Soll ich drehen?«

»Bist du lebensmüde?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Dann fahr weiter…«

***

Wir hofften beide, daß es uns irgendwo und irgendwie gelingen würde, einen Bogen zu schlagen, um einen anderen Weg zu finden, der uns zurück nach Baton Rouge brachte.

Vorerst sah es nicht so aus. Der Friedhof lag längst hinter uns. Der Weg hatte sich zu einem Trampelpfad verengt. Wir kamen uns beide vor, als würden wir den schönen Cadillac mitten durch den dichten Wald prügeln.

Bill faßte mich an.

»He, was ist?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich wollte nur mal feststellen, ob ich auch keinen Geist neben mir sitzen habe. Weißt du, ich kann es noch immer nicht fassen.«

»Das glaube ich dir. Es war fast im letzten Augenblick. Da bist du so alt geworden und machst immer noch Dinge, über die man nur den Kopf schütteln kann.«

»Da sagst du was.«

»Und wieso?«

»Ich weiß auch nicht, was über mich gekommen ist. Dieses Mädchen hat mich verhext. Ich habe sie gesehen, da traf es mich wie ein Hieb in den Magen. Mir blieb die Luft weg, ich spürte das Herzklopfen wie damals bei meiner ersten Verabredung. Das war fast so etwas wie Liebe auf den ersten Blick. Sie hat mich umgarnt, umfangen, sie brauchte mich nur anzusehen, ich war weg. Und ich wollte sie auch aus dieser Szene herausholen. Zuerst hatte ich den Eindruck, daß sie nicht einmal dagegen war, aber dann…«

»Und du hast keine Zeit gefunden, wenigstens bei deiner Familie anzurufen.«

Bill nahm eine Hand vom Lenkrad und wischte über sein Gesicht.

»Verdammt, erinnere mich nicht daran, John. Was meinst du, wie ich jetzt darüber denke.«

»Sheila ist fast wahnsinnig geworden.«

»Klar, wäre ich auch. Danke, daß du gekommen bist.« Er hob die Schultern. »Allein hätte ich es nicht mehr geschafft.«

»Außerdem – wie konntest du dich nur mit Lossardo anlegen. Hast du nicht gewußt, daß Evangeline ihm gehört?«

»Erst später, da steckte ich schon mittendrin. Sie haben mich auch zusammengeschlagen, gewissermaßen als eine letzte Warnung. Aber Evangelines Einfluß war einfach zu stark. Ich konnte mich nicht dagegen wehren, da bin ich eben geblieben.«

»Das war nicht gut.«

»Ich weiß es ja, John.«

Wir hatten die Scheinwerfer eingeschaltet. Die breiten, bleichen Lichtbalken stachen in die Finsternis und gaben dem satten Grün der uns umgebenden Pflanzenwelt einen gespenstischen Glanz.

Gut war dieser Weg nicht. Wir hatten bisher noch keine Stelle entdeckt, wo wir wenden konnten.

Dann erschien vor uns die Lichtung. Die Stelle sah aus, als hätte ein Unwetter den Bewuchs aus dem Weg geräumt. Das Licht glitt auch über die Lichtung hinweg. Beide sahen wir das zitternde Glitzern, ein Zeichen, daß der helle Schein auf eine Wasserfläche gefallen war.

Eine Brücke war nicht in Sicht.

»Ende der Fahnenstange«, sagte ich. »Über diesen verdammten Fluß kommen wir nicht.«

»Schau mal, wie breit er ist.«
Ich schüttelte den Kopf. »Willst du darüber fliegen?«
»Das hat James Bond auch getan.«
Ich winkte ab. »Hör auf, du bist nicht Bond, sondern Bill, der große Frauenheld.«
»Hör bloß auf, Mensch!«
Ich stieg aus. Die Luft stand wie eine Wand. Natürlich überfielen mich die unzähligen Mücken, das war ich mittlerweile gewohnt.
Hier, nahe des Flusses, war das Gelände noch weicher und seifiger geworden. Der Untergrund zeigte eine grüne Schicht aus Gras, Moos und sehr flachen Pflanzen. Ich hatte das Gefühl, durch grünen Matsch zu gehen. An der Uferböschung blieb ich stehen.
Es war kein Fluß, aber auch kein Bach. Eher ein Mittelding zwischen beiden.
Das Wasser floß sehr langsam. Ein dunkelgrüner Teppich, auf und in dem Pflanzenreste, Äste und Zweige träge mitgetrieben wurden und der Mündung entgegenglitten.
Eine Brücke oder nur einen Steg konnte ich nicht entdecken. Hier saßen wir fest.
Auch am anderen Ufer stand der Dschungel als eine dunkelgrüne Mauer. Über ihr und weiterversetzt schimmerte eine schwache Lichtglocke. Ich ging davon aus, daß die Gegend dort bewohnt war, aber hin kamen wir nicht.
Bill wartete im Wagen auf mich. Als ich mich neben ihn setzte, hob ich die Schultern. »Tut mir leid, wir müssen drehen.«
»Wie denn?«
»Einfach rum.«
»Okay, ich versuch's.«
Zunächst einmal hatten wir Mühe, freizukommen, weil das Gewicht des Wagens die Reifen schon ziemlich tief in den weichen Boden gedrückt hatte. Bill wandte sein fahrerisches Können auf, um den Caddy rückwärts zu fahren. Dann schlug er das Lenkrad ein.
Hinter uns hörte ich es krachen. Wir waren mit dem Heck in die Pflanzenwelt hineingefahren und hatten durch den Druck wohl einige Zweige oder Äste abgebrochen.
Das tat dem Wagen bestimmt nicht gut, doch wer dachte an diesen Momenten schon daran?
Irgendwie schafften wir es trotzdem. Schaukelnd, schlingernd und rutschend gelang es meinem Freund, den Wagen zu wenden, so daß die lange Kühlerfront jetzt in die entgegengesetzte Richtung schaute.
Der Reporter blieb sitzen und schüttelte den Kopf. »Verdammt«, sagte er. »Das war's.« Er schaltete jetzt das Fernlicht ein. Die Strahlen zerrissen die Finsternis. Unzählige Insekten durchschwirrten den hellen Lichtteppich. Das Geäst der Sumpfbäume war durch eine dicke,

grüne Schicht bewachsen, so daß es aussah, als würde es aus zahlreichen schlafenden Schlangen bestehen.

»Willst du ein Glas Champagner?« fragte ich. »Dahinten in der Bar steht noch eine Flasche.«

»Erst wenn alles vorbei ist.«

»Okay.«

Bill startete wieder. Die Reifen drehten ein paarmal durch. Mein Freund ging sehr vorsichtig mit dem Gaspedal um und hatte es wenige Sekunden später geschafft.

Wir fuhren an.

Im Licht sahen wir unsere Spuren von der Hinfahrt. Sie wirkten wie eingefräßt.

Genau darin rollten wir auch wieder zurück. Entspannen konnten wir uns nicht, denn keiner von uns glaubte, daß Lossardo aufgegeben hatte. »Der Kerl wird den Weg kennen und auch wissen, daß wir nicht über den Fluß können«, murmelte Bill. »Demnach müssen wir damit rechnen, daß sie auf uns warten.«

»Das meine ich auch.«

»Wie willst du Evangeline ausschalten, John? Sie ist keine normale junge Frau. Als ich sie kennenlernte, spürte ich bereits, daß etwas in ihr steckte.«

»Dann stimmt das mit der Reinkarnation?«

»Sicher. Sie wurde wiedergeboren, und ihre Mutter wurde in ihr wiedergeboren. Das habe ich genau mitbekommen. Der Geist dieser Frau drang in das Mädchen ein und hat es völlig verändert. Es wurde gewissermaßen zu einer Furie.«

»Und ist mit Kräften versehen, die man mit dem Begriff Telekinese umschreiben kann.«

»Genau.« Bill wischte über seine Stirn. »Hast du eigentlich ihre Haare gesehen?«

»Klar, sie sind schwarz und…«

»Das meine ich nicht. Die Haare haben sich verändert, sie sind gewachsen. In ihnen habe ich ein Gesicht entdeckt mit zwei hellen, böse blickenden Augen.«

»Tatsache?«

»Ja, das muß die Mutter gewesen sein. Oder vielmehr der Geist der Mambo-Zauberin.«

Ich dachte einige Sekunden nach. »Dann könnten wir Evangeline möglicherweise retten.«

»Wie meinst du das?«

»Indem wir den Geist ihrer Mutter zerstören.«

Bill hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Die beiden bilden eine Einheit.«

»Wir werden sehen.«

Unser Gespräch versickerte, denn allmählich näherten wir uns wieder der Friedhofsmauer. Im Fernlicht sah die Welt völlig anders aus. Wie ausgebleicht, als hätte man die Natur gewaschen.

Wir rollten an der Mauer vorbei. Sie war leer, niemand hockte mehr auf der Krone und wartete auf uns. Auch der Irokese lag nicht mehr dort, wo er gelandet war.

»Die haben sich verzogen«, sagte Bill.

»Abwarten…«

Ohne daß etwas passierte, konnten wir die Friedhofsmauer passieren und rollten wieder in die Enge des Weges hinein, der irgendwann in eine normal asphaltierte Straße mündete. Erst wenn wir sie erreicht hatten, würde ich aufatmen.

Unser Fernlicht füllte den Tunnel aus. In den Kronen der Bäume bewegte sich immer etwas, es huschten auch Tiere durch das Unterholz, hier lebte die Natur, zu dieser Stunde gingen die kleinen Raubtiere auf Beutejagd.

Und nicht nur sie.

Plötzlich war ein anderer da!

Ihn hatten wir nicht entdeckt, weil er in der Krone eines Baumes auf uns gelauert hatte.

Aus der luftigen Höhe ließ er sich fallen – und landete genau auf der breiten Kühlerhaube des Cadillacs.

Es war Shandra, der Panther!

***

Bill trat auf die Bremse. Eigentlich hätte das Tier durch diesen Ruck von der Haube geschleudert werden müssen, es rutschte auch zurück, aber es konnte sich wieder fangen und glitt auf die Frontscheibe zu.

Der Prankenhieb war im Ansatz kaum zu erkennen gewesen. Die harte Kralle hämmerte gegen die Scheibe, die plötzlich ein undurchsichtiges Muster bekam.

Der nächste Schlag folgte.

Uns flogen die Krümel des Sicherheitsglases entgegen. Gleichzeitig hörten wir das wütend klingende Fauchen. Für mich gab es keinen Zweifel, daß uns der Panther angreifen wollte.

Bill schoß mit dem Revolver. Zwei Kugeln jagte er aus der Trommel. Er hatte auf den sich schattenhaft abzeichnenden Panther gezielt und ihn auch erwischt.

Blut spritzte uns entgegen. Wir hörten einen schrillen, fast irren, klagenden Schrei, dann rutschte der schwere Körper zurück. Die Pfoten bewegten sich hektisch, sie kratzten über den Lack, hinterließen Streifen, dann war das Tier verschwunden.

Ich wischte mir die Krümel von der Kleidung und hörte Bills gepreßt sagen: »Es tut mir leid, aber das Tier…«

»Schon gut.« Ich öffnete die Tür.
»Wo willst du hin?«
»Mich umsehen. Lösch das Licht!«
»Okay.«
Beim Aussteigen fiel die Dunkelheit der tropischen Nacht über mir zusammen. Mein Schnellfeuergewehr hielt ich schußbereit, als ich geduckt um die breite Kühlerschnauze herumging und dann den Kadaver des Panthers sah, der vor dem Wagen lag und sich nicht rührte.
Die beiden Kugeln hatten seinem Leben tatsächlich ein Ende gesetzt. Das würde Lossardo bestimmt nicht freuen.
Neben dem Vorderrad blieb ich hocken, schaute und lauschte in die Nacht hinein.
Mich umgaben zwar zahlreiche Geräusche, aber keines, das nicht dazu gehört hätte.
Menschliche Stimmen oder Schritte waren nicht zu hören. Trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, in einer Falle zu hocken. Irgendwo mußten Lossardo und Evangeline lauern.
Ich drückte mich wieder hoch. Neben mir erklang ein leises Summen, als Bill die Scheibe nach unten fahren ließ. »Ich will weiter, John. Hier haben wir nichts mehr zu verlieren.«
»Ja, ist gut.«
Auch als ich einstieg, passierte nichts. Es saß niemand in den Bäumen, der auf uns geschossen hätte. Trotzdem fühlten wir uns nicht sicher. Bill hatte die Reste der Frontscheibe aus dem Rahmen geschlagen. Jetzt war unsere Sicht wirklich frei. Der Caddy rollte weiter.
Ich hielt mein Gewehr schußbereit und den Kolben in die Sitzfläche gestemmt. Die Mündung wies schräg durch die offene Scheibe nach draußen.
»Mit oder ohne Licht?« fragte Bill.
Ich wollte nicht als helle Zielscheibe durch die Gegend fahren, als es geschah.
An der rechten Seite blitzte es im Unterholz auf. Dann hörten wir die Schüsse.
Geschosse hackten in die Karosserie, wir konnten uns nur noch ducken und hoffen, nicht von dem Blei erwischt zu werden.
Geschosse pfiffen uns um die Ohren. Ich preßte mich in den Sitz, hatte die Hand am Türöffner, konnte die Tür aber nicht mehr aufstoßen, weil sie von außen aufgerissen wurde.
Ich hörte einen irren Schrei, dann sah ich die furchtbare Gestalt, über deren Gesicht ein Blutstreifen lief.
Es war der Irokese. Er hielt die Machete schlagbereit…

***

Wieder dröhnten Schüsse!

Der Gluthauch des Bleis fuhr dicht über mein Haar hinweg. Der Angriffsschrei des Irokesen verwandelte sich in ein dumpfes Röcheln. Ich sah Blut auf seiner Brust, als er zurücktaumelte, weil Bills Kugeln ihn erwischt hatten.

Mein Leben war gerettet worden, der Irokese hatte seines dafür hergeben müssen.

Der sinnlose Tod dieses Menschen hatte mich entsetzt und gleichzeitig auch die heiße Wut in mir hochgetrieben. Halb auf dem Sitz liegend feuerte ich über den Toten hinweg. Die Geschosse aus dem Gewehr hackten in das Unterholz, sie rissen es an gewissen Stellen auseinander, so daß nur mehr Fetzen flogen. Auch kleine Äste sprangen ab, als wären sie von Ästen geknickt worden.

Der kurze Feuerstoß hatte mir Luft verschafft. Ich ließ mich aus dem Wagen fallen und kroch sofort zur Seite, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten.

Ein Straßengraben war nicht vorhanden. Dafür fand ich Schutz unter einem Pflanzenmantel.

Ob Bill den Wagen ebenfalls verlassen hatte, konnte ich nicht erkennen. Dafür hörte ich Lossardos Stimme. Sie klang vor mir auf, irgendwo aus dem dichten Dschungel.

»He, Bulle, das war erst der Vorgeschmack. Ich werde euch holen und vierteilen. Ihr habt meinen vierbeinigen Freund erschossen, dafür erleidet ihr einen dreifachen Tod.«

Ich hütete mich, eine Antwort zu geben, weil ich meinen Standort nicht verraten wollte.

Die Schüsse hatten die Tiere der Nacht aufgeschreckt. Ein Kreischen und Schreien erfüllte die Luft, als gäbe es innerhalb des Dschungels keine Kreatur mehr, die noch schlief.

Nur allmählich beruhigte sich die Natur wieder, so daß uns wieder die normalen Geräusche umgaben. Ich vernahm ein Zischen und erkannte, daß Bill etwas von mir wollte.

»Was ist denn?«

»Die Vorderreifen sind platt.«

»Mist.«

Bill lachte leise. »Damit war zu rechnen.«

»Können wir noch fahren?«

»Willst du es darauf ankommen lassen?«

Ich überlegte. »Nein, Bill. Es ist besser, wenn wir den Wagen stehenlassen. Wir bieten einfach ein zu gutes Ziel. Der zweite Feuer überfall wird bestimmt geschickter angesetzt werden.«

»Gut.« Bill kroch um das Heck des Caddys herum und näherte sich mir. Dicht neben mir blieb er liegen. Seine Augen wirkten übergroß, er atmete scharf durch den Mund.

»Jeder geht an einer Seite«, schlug ich vor.
»Okay.«
Sehr wachsam drückten wir uns hoch, und ebenso wachsam und mit schußbereiten Waffen machten wir uns auf den Weg. Es war wirklich ein Vorteil, daß sich hier das Unterholz so ausbreiten konnte und auch mit der Höhe nicht gespart hatte. So gab es uns, wenn wir geduckt gingen, eine ziemlich gute Deckung.
Der Caddy blieb zurück.
Bisher hatte sich nur Lossardo gemeldet, wir mußten aber damit rechnen, daß sich uns auch Evangeline in den Weg stellte.
Noch ließ sie sich nicht blicken.
Der Angriff konnte, das hatten wir erlebt, auch aus der Höhe erfolgen.
Aus diesem Grunde schweiften unsere Blicke auch öfter als normal zu den dichten Kronen der Bäume, ohne allerdings etwas erkennen zu können, weil es einfach zu dunkel war.
Uns kam der Weg natürlich sehr lang vor. Der Tunnel aus Pflanzen schien kein Ende nehmen zu wollen, und plötzlich stand vor uns auf dem Weg eine bleiche Gestalt.
Evangeline Cortland!
Bleich deshalb, weil sie von einem Lichtschein umgeben wurde, der einfach da war und auch wie eine Krone um ihre schwarze Haarpracht lag.
»John, achte auf das Haar. Schau genau hin, dann kannst du vielleicht das Augenpaar sehen.«
Das gelang mir zwar nicht, aber wenn Bill das sagte, hatte er sich bestimmt nicht getäuscht.
Gegen Voodoo-Zauber half das Kreuz, ich hoffte, daß auch die Mambo-Priesterin davor Respekt zeigen würde. Gut sichtbar trug er es nun vor der Brust.
Wieder breitete sie die Arme aus, Sie stand auf Schußweite, dennoch feuerten wir beide nicht.
Vielleicht sollte sie uns auch nur ablenken. Ich drehte mich auf der Stelle und wandte ihr den Rücken zu.
Nein, Lossardo ließ sich nicht blicken.
Dafür hörte ich das Knacken und Bersten. Auch Bills Warnschrei.
Ich sah, wie er sich zu Boden warf. Im nächsten Augenblick bewegten sich über uns die Kronen der Bäume schaukelnd von einer Seite auf die andere. Die Stämme brachen bereits, sie knickten weg, als hätten gewaltige Äste gegen die geschlagen.
Dann fielen sie.
Und sie kamen, verdammt noch mal, von zwei Seiten auf uns zu, als wollten sie uns in die Zange nehmen. Was von unten gesehen so harmlos aussah, wie eben die Baumkronen, konnte uns den Tod

bringen.

Sie sahen aus, als wollten sie sich vor uns verneigen, und in ihrer Mitte stand Evangeline.

Sie war die Mambo-Zauberin, sie beherrschte die Natur, sie besaß die alten Kräfte und demonstrierte sie.

Egal, in welche Richtung wir hechteten, wir würden trotzdem erwischt werden.

Bill hatte sich an der linken Seite des Weges verkrochen, ich nahm die rechte.

Tauchte ein in das Unterholz, warf mich zwischen die glitschigen Stengel mir unbekannter Pflanzen, verbarg meinen Kopf in den angewinkelten Armen, zog die Beine an und hoffte, daß der Kelch an mir vorübergehen würde.

Zunächst einmal krachte er über mir zusammen.

Ich hörte nicht mehr nur das Bersten, Splittern und Schleifen. Peitschende Schläge trafen meinen Rücken, es wurde Nacht um mich herum, etwas federte gegen meinen Kopf, prallte wieder zurück und ich betete, daß mich kein Baumstamm unter sich begraben würde.

Die Kronen reichten auch schon aus. Aus ihnen waren die schlafenden Vögel geflüchtet und machten ein Heidenspektakel, das die anderen Geräusche beinahe noch überdeckte.

Es geschah nichts mehr. Zwar fielen noch Äste oder Zweige, aber sie erwischten mich nicht und blieben über mir liegen, abgefangen von dem Geäst, das mir die nötige Deckung gab.

Die entfremdete Natur beruhigte sich wieder. Das gleiche traf auf mich zu. Auch ich holte wieder normal Luft, spürte auf den Lippen einen bitteren Geschmack und einen pelzigen im Rachen.

Ich hatte es überstanden!

Zeit verstrich. Minuten mußten es gewesen sein oder auch nur Sekunden? Das Gefühl dafür war mir verlorengegangen.

Erst später fing ich wieder an, mich zu rühren. Der Kopf hatte glücklicherweise nichts abbekommen, Arme und Beine konnte ich bewegen, mein Gewehr besaß ich noch.

Ich winkelte die Arme und Beine zugleich an. Kaum Schmerzen, keine Prellungen, höchstens auf dem Rücken.

Da peitschten die Schüsse.

Wieder war es Lossardo, der eiskalt in die Kronen und das Blattwerk der gestürzten Bäume hineinschoß und darauf hoffte, uns mit einem Zufallstreffer zu erwischen.

Das geschah bei mir nicht. Zwar hieben einige Geschosse nicht weit von mir entfernt in das Geäst, mich aber erwischten sie nicht.

Lossardo stellte das Schießen ein. Da es wieder ruhig geworden war, hörte ich seine Schritte. Wenn mich nicht alles täuschte, entfernten sie sich von mir.

Ich beging nicht den Fehler, schon jetzt aufzustehen und aus der Deckung zu kriechen, ich wartete zunächst einmal ab. Sicher konnte ich auch nach einigen Minuten nicht sein, doch ich machte mir inzwischen Sorgen um Bill Conolly und hoffte, daß er ebenfalls heil davongekommen war.

Unter der Baumkrone hervorzukriechen, war nicht leicht. Wenn ich glaubte, es geschafft zu haben, stellten sich mir neue Hindernisse in den Weg. Ich bog Zweige zur Seite, die wieder zurückpeitschten, brach sie ab, wühlte mich durch dichtes Laub und klebrige Blätter, bis ich wieder frei atmen konnte, als ich mit dem Kopf aus der Baumkrone gestoßen war.

»Na, wieder da?«

Bill Conolly sprang mich an. Er stand auf einem gekippten Baumstamm, der mitten auf dem Weg lag.

»So einigermaßen.« Ich winkelte die Arme an, um mich abzustützen. Mit einem letzten Schwung kam ich wieder hoch und balancierte auf den Reporter zu.

Der schüttelte den Kopf. »Unser Freund Lossardo ist ebenso verschwunden wie Evangeline.«

»Hast du etwas anderes erwartet?«

»Mehr Konsequenz.«

»Sei froh, daß er sie nicht gehabt hat.«

»Das macht mir ja Sorgen.«

Ich hatte schon vorgehen wollen und stoppte dann. »Wieso macht dir das Sorgen?«

»John, allmählich habe ich das Gefühl, daß diese Überfälle zwar keine Finten, aber nicht mit letzter Konsequenz durchgeführt worden waren.«

»Und der Irokese?«

»Gut, der hätte dich erwischen können, hat er aber nicht.« Bill knetete sein Kinn. »Vielleicht waren das Hindernisse auf dem Weg zum alles entscheidenden Finale.«

»Und wo könnte das stattfinden?«

»Keine Ahnung.«

Ich schlug wieder nach den verdammten Mücken. »Ich kenne das Haus, in dem das Mädchen lebt. Lossardo wird sicherlich einen anderen Unterschlupf haben.«

»Wie kriegen wir den heraus?«

»Ich müßte mich mit Slum Tucker in Verbindung setzen.«

»Wer ist das denn?«

Ich klärte Bill über Tuckers Job auf.

»Also ein Kollege«, murmelte er und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, darüber bin ich nicht glücklich.«

»Ich auch nicht.«

»Was schlägst du vor?«
»Ich wäre dafür, daß wir uns an den beiden mir bekannten Orten umschauen. Wenn wir sie dort nicht finden, können wir noch immer die örtliche Polizei einschalten.«
»Dagegen ist nichts zu sagen. Nur«, Bill deutete auf seine Waffe.
»Die Trommel ist fast leergeschossen.«
»Ich habe noch die Beretta.«
»Na ja, zur Not.«
Da unser Plan feststand, hielt uns nichts mehr in diesem dschungelähnlichen Wald.
Das Gehen war nicht so einfach. Es glich schon einem Kampf, der uns durch das Geäst der gestürzten Bäume führte. Wir wühlten uns förmlich weiter, rutschten oft genug ab, verschwanden manchmal in Löchern, befreiten uns und hatten die Falle erst nach einer ziemlich langen Zeit hinter uns gelassen.
Von nun an ging es schneller. Es war genau drei Minuten nach Mitternacht, als wir eine asphaltierte Straße erreichten, an deren Rand stehenblieben und uns zunickten.
»Zum Gratulieren ist es wohl noch zu früh«, meinte Bill.
»Da sagst du was.«
Wir schauten uns gegenseitig an. Ich sah im Gesicht meines Freundes das freudlose Grinsen. »Gut siehst du aus.«
»Du nicht besser.«
»Wie kommen wir ans Ziel?«
»Vielleicht nimmt uns ein Taxifahrer mit.«
Die Hoffnung erfüllte sich zunächst nicht. Erst am Rande der Innenstadt, wo die Beleuchtung besser war, fanden wir einen Taxistand. Wir mußten den Fahrer mit einer größeren Dollarnote davon überzeugen, daß er uns ruhig mitnehmen konnte.
»Und Ihre Knarre?« fragte er.
Ich zeigte ihm meinen Ausweis.
»Ach – Bullen?«
»Ja.«
»Die fahre ich zwar ungern, aber hin und wieder mache ich eine Ausnahme.«
»Klar«, sagte Bill. »Besonders dann, wenn der Preis stimmt.«
»Man muß schließlich sehen, wie man rumkommt. Steigen Sie schon ein. Wohin wollen Sie denn?«
Als ich ihm das Ziel nannte, zuckte er zusammen. »Tolle Gegend«, kommentierte er. »Auf die Idee, dort hinzufahren, können auch nur Bullen kommen. Na ja, mein Bier ist es nicht.«
Er fuhr so hart und plötzlich an, daß wir mit den Rücken in die Sitze gepreßt wurden…

***

Nachdem wir den Wagen verlassen hatten, war der Fahrer verschwunden, als wäre er von 100 Dämonen gejagt worden. Die Nacht verschluckte die Rücklichter des Fahrzeugs. Bill und ich blieben allein in der Dunkelheit zurück.

Es war eine tintige, fettige Schwärze. Wir hatten nicht dort angehalten, wo sich die Häuser befanden, sondern waren auf dem Weg geblieben. In der Nähe schmatzte ein Wasserlauf. Grillen hatten ihr Konzert angestimmt. Die Luft kam uns vor wie in einem Treibhaus, vom Wasser her wehte ein fauliger Geruch über den Platz vor den Häusern.

Es brannten nur wenige Lichter. Die meisten Buden lagen in tiefer Dunkelheit. Wenn Licht zu sehen war, dann schaukelten die Laternen vor den Eingangstüren. Ihr Schein strich schweigend über den staubigen Boden.

Auch am Wasser leuchteten die Laternen. Auf der grünen Oberfläche entstanden blitzende Reflexe.

Stimmen erreichten unsere Ohren.

Irgend jemand saß noch draußen und hörte Radio.

Soulmusik wehte traurig zu uns herüber.

Bill streckte sich, als er tief Luft holte. Es war so etwas wie ein Startzeichen bei ihm. »Ich glaube, John, wir sollten uns langsam die Bude ansehen.«

»Abgemacht.«

Niemand störte uns, als wir den Platz betraten. Staub hing in der Luft. Der Wind war eingeschlafen. Zwar schien nicht mehr die Sonne, aber das Gebiet war noch aufgeheizt wie ein riesiger Backofen.

Auch wir schwitzten. Viel getrunken hatten wir beide nicht.

Trotzdem wunderte ich mich darüber, daß man noch derart schwitzen konnte. Ich hatte keinen trockenen Faden mehr am Leib und roch auch dementsprechend. An unseren Hosenbeinen klebten Gras und Blätter. Erinnerungen an den höllischen Waldspaziergang.

Das Schnellfeuergewehr hielt ich mit beiden Händen fest. Mittlerweile hatte ich mich so an die Waffe gewöhnt, daß sie mir schon fehlen würde. Ob wir beobachtet wurden, konnte ich nicht sagen.

Die Scheiben der Fenster waren jedenfalls nicht erleuchtet, aber hinter ihnen konnten sich Gesichter verbergen, die wir nicht sahen. In dieser schwülen Nacht würden nur die wenigsten schlafen.

Ich hatte mich auf einen plötzlichen Angriff eingestellt, doch man ließ uns seltsamerweise in Ruhe. So konnten wir uns ungestört dem Haus der Evangeline Cortland nähern.

Niemand erwartete uns. Wir sahen die Umrisse der Veranda.

Auch sie war leer.

Irgendwo knarrte etwas. Es hörte sich sehr gleichmäßig an. Das

Geräusch war uns auch nicht unbekannt. Bill fand die Lösung als erster. »Ein Schaukelstuhl!« flüsterte er.

»Der sich von allein bewegt?«

Mein Freund hob die Schultern.

Ich wollte mir das jedenfalls genauer anschauen. Das Geräusch war von rechts gekommen. Dieser Richtung wandten wir uns auch zu. Schon bald schälten sich die Konturen eines weiteren Hauses aus der Finsternis. Es lag in völliger Dunkelheit, war etwas niedriger als das der Evangeline Cortland und hielt den Vergleich mit einem Bungalow durchaus stand. Die Veranda war überdacht.

Wir konnten nun auch erkennen, wer das Knarren verursachte. Es war tatsächlich ein Schaukelstuhl, in dem jemand hockte, wie wir nun sehen konnten.

Ob der Mann schlief, wach oder tot war, war nicht festzustellen.

Jedenfalls bewegte er sich nicht. Wir sahen nur seinen hellen Haarschopf. Ich ging davon aus, daß es sich bei ihm um einen älteren Mann handelte.

Ich betrat die Veranda als erster. Bill blieb am Gitter zurück und gab mir Rückendeckung.

Unter meinen Schuhen knarrten die Bohlen, und dieses Geräusch ließ den Mann hochschrecken.

Angstvoll und tief erschreckt weiteten sich seine Augen, als er in die Mündung meiner Waffe schaute.

»Keinen Laut, bitte!«

Er nickte. Der Mann war ein Farbiger und schien kurz vor dem Greisenalter zu stehen. Auf seinem Kopf wuchs das helle Haar wie eine grade Wolle und reichte bis zu den Ohren.

»Tut mir leid, daß ich Sie erschreckt habe«, sprach ich ihn an. »Es ging nicht anders.«

»Was wollen Sie?«

»Nicht so laut, bitte.«

»Nur ein paar Auskünfte.«

»Ich weiß nichts.«

»Das wird sich herausstellen. Es geht um das Nachbarhaus, in dem Evangeline Cortland lebt. Haben Sie gesehen, wann das Mädchen zurückgekommen ist?«

»Nein!«

»Ist sie denn da?«

Er bewegte unruhig seine knochigen Finger und senkte den Kopf.

Mir war klar, daß er log, aber auch die Furcht las ich auf seinen Zügen. »Ich werde Ihnen nichts tun…«

»Aber die anderen.«

»Wieso?«

»Sie sind da. Lossardo und das Mädchen. Sie haben mich… ich

meine, ich sollte Wache halten.«
»Dabei sind Sie eingeschlafen?«
»Ja.«
»Wie schön für uns. Die beiden halten sich also im Haus drüben versteckt?«
»So ist es.«
»Wissen Sie auch, wo?«
»Nein, aber sie haben Fallen aufgestellt.«
»Welche Fallen?«
»Ich sah sie über den Boden kriechen und lange dünne Schnüre ziehen, Sir. Besonders an der Tür und an den Fenstern.«
»Wozu macht man so etwas?«
Der alte Neger hob die Schultern.
Bill hatte zugehört und gleich gefolgert. »Das kann eine tödliche Falle sein, John. Stell dir vor, wir laufen gegen die Bänder und setzen damit irgend etwas in Bewegung. Da könnte zum Beispiel etwas explodieren. Ich denke da an Handgranaten.«
»Durchaus möglich.« Ich wandte mich an den Alten und gab dem Stuhl einen leichten Tritt, damit er wieder in schaukelnde Bewegungen geriet. »Waren es Handgranaten?«
»Sir, ich habe nichts gesehen.«
»Gut, Mister, danke. Sie haben uns schon sehr viel geholfen. Ich möchte Sie nur um eines bitten. Keinen Ton zu Lossardo. Keine Warnung, verstehen Sie?«
»Natürlich. Aber eine Frage noch. Wer sind Sie?«
»Wir sind Polizisten.«
Er schüttelte den Kopf. »Das… das ist unwahrscheinlich. Wollt ihr zu zweit …?«
»Ja.«
»Lossardo ist der Chef.«
»Das wissen wir, nur ist er jetzt allein. Das heißt, nur mit Evangeline zusammen.«
»Sie gehört ihm.«
»Nicht mehr lange.« Ich nickte ihm zum Abschied zu und legte einen Finger auf meine Lippen, um ihm noch einmal zu verdeutlichen, daß er den Mund halten sollte.
»Keine Sorge«, flüsterte der alte Neger. »Ich werde versuchen, weiterzuschlafen.«
»Das ist am besten.«
Auf Zehenspitzen verließ ich die Veranda und gesellte mich ebenso leise zu Bill, der sich einen sehr schattigen Platz zwischen den beiden Häusern ausgesucht hatte.
»Du hast alles gehört?« wisperte ich.
»Leider. Wir kommen weder durch die Tür noch durch die Fenster

rein. Was bleibt uns dann?«
Ich deutete mit dem Gewehrlauf in die Höhe.
Bill begriff. »Das Dach?«
»Ja. Wir können auf das Dach dieses Hauses klettern und von dort aus auf das andere, auch wenn das etwas höher liegt. Das müßte einfach zu schaffen sein.«
»Gut, einverstanden. Wer geht vor?«
»Ich.«
»Immer du.«
»Wer hatte denn die Idee?«
»Okay, mach schon.«
Der alte Neger schaukelte auch weiterhin in seinem Stuhl. Sollte er, an die Geräusche hatten sich bestimmt auch Lossardo und Evangeline Cortland gewöhnt.
Evangelines Haus schloß mit der rechten Seite an das des Negers an. An dieser Stelle konnten wir nicht hochklettern, deshalb schlichen wir auf die andere Breitseite zu.
Eine Leiter entdeckten wir natürlich noch. Ich ließ meinen Blick an der Fassade hochgleiten. Das flache Dach stand mit seiner Kante etwas über. Es lag auch nicht zu hoch, so daß ich die Kante mit einem Sprung würde erreichen können.
Ich hängte das Gewehr auf den Kücken, ging in die Knie und stieß mich wuchtig ab.
Schon beim ersten Griff hatte ich die Kante erwischt. Gleichzeitig drang mir ein Splitter in den Mittelfinger, ich rutschte wieder ab.
Währenddessen umfaßte Bill meine Hüften, hielt mich für einen Moment fest und stemmte mich dann hoch.
Der Rest war ein Kinderspiel. Ich winkelte das rechte Bein an und rollte mich auf das Flachdach, wo ich zunächst liegenblieb, den Splitter aus dem Finger zog und mich dann um Bill kümmerte.
Auch er sprang hoch, erreichte die Kante – und meine Hände, die ihm dabei halfen, ebenfalls auf das Dach zu klettern. Auch er umrollte sich und blieb an meiner Seite liegen.
»Das hätten wir.«
Ich richtete mich vorsichtig in eine sitzende Stellung auf. Um das Nachbarhaus zu erreichen, mußten wir quer über das Dach gehen.
Es war nicht leicht, die Strecke so geräuschlos wie möglich zurückzulegen. Irgend etwas bog sich immer durch, und es entstanden dabei auch die entsprechenden Laute.
Vor der höher gelegenen Wand unseres Ziels blieben wir stehen.
In der Nähe sah ich ein Fenster.
Bill bewegte sich darauf zu. Er brachte sein Gesicht dicht an die Scheibe und versuchte, in der dahinter liegenden Dunkelheit etwas zu erkennen.

»Wie sieht es aus?«
Mein Freund hob die Schultern. »Mies. Das Mädchen hätte mal die Scheiben putzen sollen.«
»Auch keine Schnur oder…«
»Nichts von dem.«
Auch wenn wir die Scheibe so geräuschlos wie möglich einschlugen, in der Stille war immer etwas zu hören, deshalb entschieden wir uns, wieder auf das Dach zu klettern.
Wir mußten abermals springen, schafften es beide und lagen nun höher. Ich hoffte, daß ich hier oben eine Luke oder ein Fenster fand, das uns den Einstieg ermöglichte.
Wir suchten das Dach ab. Ich hatte Pech, aber Bill war das Glück hold. Ich hörte sein leises Zischen und sah sein Winken. Rasch und möglichst lautlos war ich bei ihm.
»Das ist eine Luke.«
Ich bückte mich und sah den viereckigen Ausschnitt innerhalb des Dachs. »Gut, aber wie öffnet man die?«
»Willst du es versuchen?«
Ich übergab Bill das Gewehr und nahm statt dessen den Silberdolch. Seine Klinge konnte ich in den Spalt vorn an der Luke klemmen und ihn als Hebel benutzten.
Wenn das Ding von innen verriegelt war, hatten wir Pech gehabt.
Aber das war es nicht, denn die Luke bewegte sich bereits. Der Spalt war nach wenigen Sekunden so breit, daß Bill eingreifen konnte. Er schob den Gewehrlauf dazwischen.
Den Rest hätte ein Fünfjähriger geschafft, nur bewegte sich die Klappe leider nicht lautlos. Sie knarrte, Staub quoll uns entgegen, und mir kam der Verdacht, daß sie schon seit Jahren nicht mehr bewegt worden war. Bill schaute bereits nach unten.
Uns empfing Dunkelheit. Da brannte weder eine Lampe noch eine Kerze. Nur die tiefe Schwärze eines Ganges und der Beginn einer Hühnerleiter waren zu sehen.
»Ich gehe als erster«, sagte ich.
Bill nickte nur. Sein Gesicht zeigte eine harte Anspannung. Durch den Schweiß glänzte es, als wäre es mit Öl eingerieben worden.
Auch die Hühnerleiter war weich und fast nachgiebig. Ich rechnete immer damit, daß sie zusammenbrechen würde. Zu meinem Erstaunen hielt sie jedoch.
Am Ende angekommen, winkte ich Bill zu. Auch er ging sehr vorsichtig in die Tiefe.
Ich war schon vorgegangen. Allmählich hatten sich meine Augen auch an die Dunkelheit gewöhnt.
Dort, wo sich in der Hauswand die Fenster abzeichneten, sah ich graue Rechtecke. Dieser Raum hier oben war nicht in mehrere Zimmer

unterteilt, sondern bestand aus einem Stück.
Um etwas besser sehen zu können, mußten wir die Lampen einschalten. Ich nahm die Bleistiftleuchte und ließ den Strahl blitzschnell wandern. Er war auch über eine verschlossene Tür gehuscht.
Bill reichte mir das Gewehr. Ich nickte ihm zu und bewegte mich als erster auf die Tür zu.
Auch jetzt konnten wir nicht lautlos gehen. Unter uns knarrten und ächzten die Bodenbretter. Dieses Geräusch würde sicherlich auch unter uns zu hören sein. So waren wir auf alles gefaßt.
An der Tür blieb ich stehen. Die Anspannung trieb mir weiteren Schweiß aus den Poren.
Ich wischte ihn weg, hörte Bills scharfen Atem und suchte nach der Klinke. Sie fand ich nicht, dafür einen Türknauf. »Ich gehe als erster«, hauchte ich Bill zu.
»Okay.«
Der Knauf ließ sich lautlos drehen. Die Tür konnte ich nach außen aufdrücken.
Kein Licht erwartete uns. Dafür zeichnete sich ein schmaler Flur ab. An dessen Ende glaubte ich, eine Treppe zu sehen.
Das war der Weg nach unten…
Ich winkte Bill zu, ging den ersten Schritt, und da genau geschah es. Am rechten Schuh spürte ich noch den Widerstand, dachte an die sogenannten Fallen, als es bereits zu spät war.
Vor mir gleißte und blitzte etwas auf. Eine kalte, fahle, dennoch blendende Helligkeit umgab mich. Ich dachte an die Handgranate, erwartete die Explosion, doch sie erfolgte nicht.
Dafür hörte ich Lossardo lachen, warf mich zurück, als die ersten Schüsse peitschten…

***

Plötzlich war der Teufel los!
Lossardo hatte auf uns gewartet, und die Falle war so gut wie perfekt gewesen. Keine Handgranate hatte ich durch die Berührung des Bandes scharfgemacht, sondern eine Magnesium-Blendgranate.
Ich mußte mich in ihrem kalten Schein wie ein Schattenriß abgezeichnet haben. Aber auch Lossardo war meiner Ansicht nach geblendet worden. Wenn nicht hätte er viel früher geschossen und mich erwischt.
So waren seine Kugeln an mir vorbeigejagt. Ich lag wieder im Zimmer, konnte noch immer nichts sehen und bekam mit, wie mir Bill Conolly das Gewehr aus der Hand riß.
»Sei vorsichtig!« keuchte ich.
»Worauf du dich verlassen kannst.« Bill beging nicht den Fehler,

durch die offene Tür in den Flur zu springen. Er duckte sich und hechtete über die Schwelle, wobei er sich noch so drehte, daß er nach rechts in den Gang hineinzielen konnte.

Die große Blendung war vorbei, aber die Granate leuchtete auch weiterhin. Sie gab ein kaltes Flackerlicht ab, dessen Widerschein ausreichte, um die Gestalt des Killers Lossardo aus der Finsternis zu reißen.

Er stand dicht an der Treppe, zwei Revolver im Anschlag. Ein böser, tödlicher Schatten, der töten wollte.

Als er Bill sah, kippte er die Waffen, um den liegenden Reporter zu erwischen.

Bill war schneller.

Er lag halb auf der linken Seite und zur anderen Hälfte auf dem Rücken. So hatte er eine einigermaßen Stellung gefunden. Großartig zielen konnte er allerdings nicht. Das war bei einem Schnellfeuergewehr auch nicht nötig.

Bill zog den Abzug zurück.

Die Waffe tanzte in seiner Hand, sie spuckte ihre Munition aus.

Bill hörte einen Schrei, die Einschläge der Kugeln, etwas zupfte über seinen Kopf, dann hörte er auf zu schießen.

Eine Ruhepause von der Länge eines tiefen Atemzuges kehrte ein.

Bill richtete sich auf.

Noch brannte die Fackel. Und ihr Licht reichte aus, um ihn sehen zu lassen, was geschehen war.

Lossardo, dieser gnadenlose Verbrecher, war gleich von mehreren Geschossen getroffen worden.

Seltsamerweise stand er noch. Am Geländerknauf der Treppe hielt er sich fest. Sein Mantel war an einigen Stellen zerfetzt, das Gesicht schimmerte bläulichweiß, der Mund stand offen. Er sah aus, als ob er noch etwas sagen wollte, dann aber griff er mit einer Hand an seinen Pferdeschwanz.

Seine typische Bewegung, und auch die letzte in seinem verfluchten Verbrecherleben.

Lossardo, der grausame Mensch, der so viele Morde auf dem Gewissen hatte, starb wie die meisten seiner Opfer. Als lebloser Körper polterte er die Treppe hinab.

Die Echos klangen aus, es wurde still.

Bill holte pfeifend Luft. Seine Knie zitterten, er mußte sich an die Wand lehnen, um nicht hinzufallen. Dann wollte er sich um John Sinclair kümmern, doch eine Stimme hielt ihn ab.

»Bist du dort oben, Bill?«

»Ja…«

»Wie schön.«

»Hör zu, Evangeline. Du hast gesehen, wie gering deine Chancen

sind. Werde wieder vernünftig. John und ich wissen den Weg. Wir werden den Geist deiner verfluchten Mutter aus dir heraustreiben, wir…«

»Bill«, unterbrach sie ihn mit lauter Stimme. »Jetzt habe ich freie Bahn, weißt du?«

»Was soll das heißen?«

Der Reporter umklammerte das Gewehr härter, als wäre es seine letzte Hoffnung.

Sie aber zerbrach, denn Evangeline Cortland setzte ihre telekinetischen Kräfte ein.

Bevor Bill sich versah, wurde er gepackt und in die Höhe gerissen. Fast wäre er mit dem Kopf gegen die Decke gestoßen. Im nächsten Augenblick kippte er nach vorn und fegte wie ein Geschoß durch den schmalen Flur auf die Treppe zu, begleitet vom höhnischen Lachen der Evangeline Cortland…

***

Ich hatte die Schüsse gehört, um Bill gezittert, aber ich selbst war nicht in der Lage, einzugreifen, weil die Blendung durch diese verfluchte Granate noch immer anhielt.

In meinen Augen brannte es, als hätte jemand Sandkörner hineingestreut. Ich wollte reiben, unterdrückte diesen Wunsch jedoch, das verschlimmerte die Lage nur.

Statt dessen fing ich an zu weinen. Die Reizung hatte meine Tränendrüsen aktiviert, und auf dem Boden liegend bekam ich mit, wie im Haus etwas polterte.

Ich wollte meinen Freund fragen, aber er wurde bereits angesprochen. Es war Evangeline. Dem Dialog der beiden entnahm ich, daß Lossardo den Kampf nicht überlebt hatte.

Mir ging es jetzt etwas besser. Ich hatte mich hingesetzt und putzte den Tränenschleier fort.

So einigermaßen konnte ich wieder was erkennen. Ich sah die Tür, auch Bill, der noch immer sprach, es aber nicht schaffte, Evangeline von sich zu überzeugen.

Dafür griff sie ein.

Bill wurde behandelt wie eine Marionette. Zuerst in die Höhe geschleudert, dann nach vorn gekippt, und im nächsten Augenblick entschwand er aus meinem Blickfeld.

Lossardo hatte er geschafft, gegen Evangeline, der Kreolin, in die er sich verliebt hatte, würde er kaum ankommen.

Mich hielt nichts mehr. Auch wenn ich noch nicht hundertprozentig fit war, mußte ich Bill zu Hilfe kommen.

Ich stolperte aus dem Raum, drehte mich nach rechts und hörte den Schrei meines Freundes durch das Haus schallen. Gleichzeitig aber

auch das Lachen der Kreolin.

Sie hatte ihren teuflischen Spaß. Den aber wollte ich ihr verderben. Mein Beutegewehr befand sich in Bills Händen. Wieder gellte sein Schrei auf, dann auch Schüsse, die aber nicht trafen, denn ich vernahm Bills gequält klingende Stimme.

»Verdammt, was ist…?«

»Evangeline!« brüllte ich hinunter, nur um sie abzulenken. »Hast du mich vergessen?«

»Nein!« schrie sie zurück. Ihre Stimme klang anders. Viel rauher als sonst. »Komm nur.«

»Ich bin unterwegs.«

Den Gang hatte ich längst betreten, ging zwei Schritte, den dritten, dann hörte ich das Knacken, und bevor ich noch reagieren konnte, brachen unter mir die Bohlen weg.

Wie ein Stein raste ich in die Tiefe!

***

Bill Conolly konnte nichts tun. Er schaffte es nicht einmal, sich zu bewegen, geschweige die Flugrichtung zu ändern. Zu stark stand er unter den bannenden Kräften der Evangeline Cortland.

Und er bekam den gesamten Horror mit. Diese schreckliche Furcht, an irgendeiner Wand zerschmettert zu werden.

Sie spielte mit ihm. Sie zeigte ihm all das, zu dessen sie mittlerweile fähig war.

Bill blieb nicht in einer Bauchlage. Die Kräfte der Evangeline Cortland drehten ihn während des Flugs herum, so daß er sich vorkam wie ein Spielball.

Einmal sah er die Wand hautnah vor sich erscheinen, rechnete damit, davorgeschmettert zu werden, wurde abgestoppt, in die Höhe gerissen und flog weiter.

Über die Stufen der Treppe hinweg und dem Licht entgegen, denn Evangeline stand dort, wo das Licht brannte.

Bill starrte auf den reglos liegenden Körper des Gangsters Lossardo, er glitt über ihn hinweg und hinein zu Evangeline, die auf ihn gewartet hatte.

Dann war er da.

Er sah sie mitten im Raum stehen. Die Haare aufgetürmt. In der schwarzen, wollartigen Pracht leuchteten zwei kalte, helle Augen voller Grausamkeit. Kerzen rahmten sie ein. Die Flammen streichelten sie mit ihrem Licht und gaben dem Gesicht einen weichen Zug, der ihr gar nicht zustand.

Bill stoppte, bevor er gegen sie gerammt wäre.

Dann fiel er.

Er wollte nicht schreien. Als er jedoch auf den Boden prallte, konnte

er nicht anders. Sein Schrei zitterte durch das Haus. Er hatte sich die Nase gestoßen und spürte auch, wie das Blut aus den Nasenlöchern strömte. Bill wälzte sich herum. Auch sein Gewehr machte die Bewegung mit, und plötzlich spürte er den Druck am Zeigefinger.

Bill schoß, obwohl er es nicht wollte. Die Kugeln jagten in die Wand, rissen dort Löcher, Splitter fegten durch den Raum, dann wurde dem Reporter das Gewehr von einer wahren Urgewalt aus der Hand gerissen. Er selbst schnellte hoch und kippte wieder zurück.

Diesmal prallte er mit dem Hinterkopf auf. Abermals konnte er einen Schrei nicht unterdrücken, dann seine Worte »Verdammt was ist…«

Plötzlich hörte er Johns Stimme.

»Evangeline! Hast du mich vergessen?«

»Nein! Komm nur!« Sie hatte den Kopf gedreht, als wollte sie durch die Decke schauen.

»Ich bin unterwegs!«

Bill lag vor ihren Füßen. Sein Körper schien nur aus Prellungen zu bestehen. Wenn er sich bewegte, bereitet es ihm große Mühe. Er hörte Johns Schritte, das Knirschen – und sah ihn fallen. Bill schloß die Augen!

***

Wenn man so in die Tiefe fällt, wie es bei mir der Fall war, können Sekunden zu kleinen Ewigkeiten werden. Man will sich festhalten, schafft es aber nicht und wartet auf den Aufprall.

Viel sah ich nicht, einen hellen Lichtschimmer, dann knallte ich mit den Fußsohlen auf die Bretter des unter mir liegenden Zimmers und befand mich im Zentrum.

Evangeline stand dort.

Bill lag auf dem Boden, die Beine leicht angewinkelt und den Körper verkrümmt.

Er lebte, das allein zählte.

Der Schwung riß mich nach vorn. Ich konnte mich aber abfangen, fiel nicht, taumelte zwei Schritte und schnellte hoch.

Wir starrten uns an. Vor meiner Brust baumelte das Kreuz. Ich wußte nicht, ob die Kreolin es genau wahrnahm, jedenfalls interessierte ich mich für ihr Gesicht und besonders für die Haare.

Bill hatte von einem Gesicht gesprochen, das sich darin abzeichnen sollte.

Er hatte sich nicht getäuscht. Und noch mehr war geschehen. Ein Teil der schwarzen Pracht hatte sich in Arme verwandelt, die sogar kleine Hände mit spitzen Fingernägeln besaßen.

Das war der Fluch der Mutter…

»Da ist ja der zweite!« sagte sie und lachte mich scharf an. »Wollt ihr wirklich eine Mambo-Priesterin töten? Seid ihr so vermessen?«

Sie funkelte mich an. Auf ihren Gesichtszügen bewegte sich der Schatten eines zweiten Gesichts, der nur ihrer Mutter gehören konnte. Aber ich sah kein Kinn, keine Wangen, weder eine Nase noch einen Mund. Nur eben die Augen innerhalb der dichten Haarflut.

»Ich will den Fluch auslöschen!« erklärte ich.

»Welch einen Fluch?«

»Der dich umfangen hält, Evangeline.«

»Es ist ein Segen für mich, kein Fluch. Ich werde die Kette fortführen, ich bin nicht diejenige Person, durch die das Glied reißen wird. Nein, Sinclair, ich…«

Meine Hände ergriffen das Kreuz und auch die Kette. Sie streifte ich über den Kopf und ließ den Talisman auf der rechten Handfläche liegen.

»Schau es dir an, Evangeline! Sieh genau her!«

»Nein!« kreischte sie. »Ich will es nicht sehen.« Ihr Mund verzog sich. »Ich hasse es. Verdammt, ich hasse es! Ich…«

Sie stockte, weil ich vorgegangen war. Die Entscheidung sollte jetzt und hier fallen. Ich wollte keine Toten mehr, der verfluchte Geist mußte ausgetrieben werden.

»Bleib stehen!« brüllte sie mich an, breitete die Arme aus, spreizte die Hände und drehte mir die Flächen entgegen. »Brennen!« keifte sie. »Brennen werdet ihr!«

Im gleichen Augenblick zuckte Feuer aus ihrer Hand. Die Flammen tanzten auf den Flächen, ohne die Haut zu verbrennen.

Das Licht tanzte über ihr Gesicht, die Augen sprühten, und das Haar in ihren Haaren leuchtete ebenfalls auf.

Die Hände auf dem Kopf bewegten sich hektisch. Sie streckten sich mir entgegen. Finger griffen nach mir, faßten aber ins Leere.

Dann warf sie sich vor, um mir die Flammen ins Gesicht zu schleudern. Auf diesen Moment hatte ich gewartet. Ich mußte sie so weit kommen lassen, um in meiner Aktion hundertprozentig sicherzugehen.

Ich schleuderte ihr gleichzeitig das Kreuz entgegen. Und mein Ziel war ihr wirres Haar.

Damit hatte Evangeline Cortland nicht gerechnet. Zwar wollte sie den Kopf noch zur Seite drehen, aber ich hatte sie mit dem Treffer zu sehr überrascht.

Das Kreuz drang in ihre dunkle Haarpracht und hakte sich dort fest. Genau zwischen den Augen.

Evangeline Cortland schrie. Oder war es der Geist ihrer Mutter, der so schrecklich brüllte?

Ich konnte es nicht mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls taumelte sie zurück. Mit beiden Händen fuhr sie in das Haar, um das Kreuz hervorzuholen.

Durch einen Zischlaut verloschen die Flammen. Plötzlich quoll grauer Rauch aus den Haaren. Sie hatte das Kreuz packen können und schleuderte es weg, aber die weiße Magie meines Talismannes konnte sie nicht mehr aufhalten.

Das Haar verging…

Es brannte ohne Feuer. Die Hände streckten sich, ihre Finger zuckten, plötzlich zersprühten die Augen, ein wilder Schrei gellte durch das Zimmer.

Evangeline erlebte den Horror mit. Sie wirkte so, als würde jemand etwas von ihr wegreißen.

Dann sah ich noch einmal das Gesicht der Mutter. Es bestand nurmehr aus schwarzem Qualm, der wie eine Haube über den Kopf wehte und zerfaserte.

Der Geist war vernichtet, die Kette durchbrochen. Die Mambo-Magie würde kein Opfer mehr fordern.

Auch Evangeline wußte dies. In ihren Augen schimmerten Tränen. Ich wischte auch über meine, weil mein Blick wieder verschwommen wurde. Dann sah ich sie zurückgehen. »Du…«, keuchte sie. »Du hast es getan. Du hast mich gequält. Ich will dich nicht mehr sehen, ich …« Sie machte auf der Stelle kehrt und rannte auf die Ausgangstür zu.

»John, die Falle…!«

Bills Schrei kam zu spät. Er riß ab, als Evangeline das straff gespannte Band berührte.

Daran hatte sie nicht mehr gedacht.

Der helle Feuerblitz blendete uns, die Detonation riß die Veranda und einen Teil der Vorderwand auseinander. Die Fetzen flogen hoch, und ebenso hoch wurde Evangeline geschleudert. Sie war in das Zentrum geraten, das konnte sie nicht überleben.

Die Decke hielt, sonst wäre der ganze Segen noch auf uns herabgekommen. So blieben wir einigermaßen verschont, und ich half Bill Conolly auf die Beine, der kaum stehen konnte.

Draußen brannte die Veranda. Irgendwo bimmelte eine Alarmglocke, aber das interessierte uns nicht. Es war genügend Wasser in der Nähe, um den Brand zu löschen.

So rasch wie möglich verließen Bill und ich das Haus, bevor die Veranda und das mittlerweile brennende Dach vollends zusammenbrechen konnten. Dichter Qualm breitete sich aus. Er verdeckte auch gnädig den Körper der Evangeline Cortland.

Wir schauten nicht hin, als wir in die Dunkelheit hineingingen.

Irgendwann würde ich Slim Tucker verständigen, aber nicht jetzt…

***

Um drei Uhr morgens saßen wir noch immer in Bills Zimmer. Wir hatten beide gebadet und uns was zu trinken hochkommen lassen.

Das mußten wir einfach haben.

Bill war erschüttert. »John«, sagte er, »mit dir kann ich darüber reden. Ich… ich schäme mich so, was ich meiner Familie angetan habe. Meine Güte, es hat mich erwischt …«

»Niemand kann sich davon freisprechen.«

»Das sagst du so leicht.«

»Nein, das sage ich nicht. Weißt du, es gibt Dinge, die sollten nur unter Männern bleiben.«

Die rechte Hand des Reporters umklammerte das Glas. »Dann… dann willst du Sheila nichts sagen?«

»Muß ich das?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht, aber…«

»Du wirst ihr etwas sagen, Bill.« Ich drehte mich und holte das Telefon, das ich auf den Tisch zwischen uns stellte. »Du rufst sie jetzt an und sagst, daß alles wieder in Ordnung und deine Gefangenschaft beendet ist.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Danke.« Bill lächelte, schluckte und ließ sich mit der auch nachts besetzten Zentrale verbinden, die das Gespräch vermittelte. Hier besaß man noch keine Selbstwähl-Computer-Anlage.

Ich stand auf und ging auf den Balkon. Bill wollte mich zurückrufen, doch ich schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber. Manchmal gibt es Dinge, die braucht auch der beste Freund nicht zu hören. Bestelle Sheila einen schönen Gruß.« Mit diesen Worten zog ich die Balkontür zu und starrte in den samtigen Nachthimmel über Louisiana.

Als ich mich nach einer Viertelstunde umdrehte und in das Hotelzimmer schaute, telefonierte Bill noch immer.

Die Welt war wieder in Ordnung. Wenigstens unsere, und das machte mich glücklich…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 535 »Die Verdammte«